

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1962

5



Neue Technik, neue abgemessene
S. 178/179
1962

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1962

13. Jahrgang

Fünftes Heft — September / Oktober

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Einfahrtstor (aus dem Jahre 1723) zu einem geschlossenen Hof in Malmsheim.

Aufnahme Lohß

Das Dekret

Von Rudolf Schlauch 169

Vom Bauernhaus in Württemberg – einst und jetzt

Von Max Lohß 171

Die Schatzgräber von Feldstetten

Von Felix Burkhardt 185

Von alten schwäbischen Geigenbauern

Von Hermann Mall 189

Melancholie

Gedicht von Hans Kessler 190

Buchbesprechungen

 191

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes

 192

Beilagenhinweis

Einem Teil der Auflage liegt ein Prospekt der Firma Ernst Klett Verlag, Stuttgart, bei.

Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Das Dekret

Von Rudolf Schlauch

Man schrieb das Jahr 1805. Der Kandidat Friedrich Ludwig Pistorius wäre schiergar auf dem gepflasterten Marktplatz von Öhringen von seinem Pferd gestürzt, denn die Postkutsche von Heilbronn war ratternd durch das Städtlein gefahren und Pistorius hatte sein etwas nervöses Pferd nicht richtig am Zügel gehabt. Es ging aber nochmal gut und der Reiter trabte das Friedrichsruher Sträßlein hinaus. Er war auf der Fürstlichen Kanzlei gewesen und hatte sich die Bestätigung geholt, daß er, wohlexaminierter Kandidat, einstweilen mit Versehung der Pfarrei Orendelsall beauftragt sei. Das Papier mit der Unterschrift des „hochfürstlichen Konsistoriums“ hatte er in der Tasche. Er freute sich seines neuen Auftrags, wenn auch sein Vater, selbst hohenlohischer Hofbeamter, ihn lieber als Juristen gesehen hätte, er hatte sich der Theologie verschrieben und das zwischen Wäldern liegende Orendelsall hatte es ihm angetan. „Willst du dich selbst in die Verbannung begeben?“ hatte die besorgte Mutter gefragt, die sich als stolze Residenzlerin in Weikersheim sehr wohlfühlte.

Der Kandidat und Sohn hatte auf diese Frage ausweichend geantwortet, er war Hohenloher und wußte, daß man sich nie festlegen soll. Denn da gab es noch einen andern Grund für Orendelsall und der hieß Friedrichsruhe. Dort saß im Hause des Oberförsters ein sehr hübsches blondes Töchterlein, das schon der Gymnasiast Pistorius auf dem Öhringschen Landegymnasium als kleines Mädchen kennengelernt hatte, das aber nun inzwischen ein großes Mädchen geworden war und das den Friedrich Ludwig nicht eben ungern sah. Und das konnte man verstehen. Der Herr Kandidat in seinem langen braunen Reitrock, seinen schwarzen, umgestülpten weichen Stiefeletten, groß und schlank konnte einem Mädchen schon gefallen, die höfische Luft eines höfischen Landes hatte ihn erzogen und im freizügigen Erlangen hatte er studiert.

Durch die Allee trieb er sein Pferd an, er wollte möglichst schnell am Forsthaus sein, um von seiner Ernennung zu berichten. Das mächtige Hirschgeweih über der Tür des Hauses grüßte schon den Reiter, aha – die Remise stand auf, die Kutsche war fort, vielleicht traf er die Barbara allein in der Laube des Forstgartens. Aber die Frau Oberförsterin, die gerade mit einem Korb Jakobiäpfel von der Wiese her kam, sagte dem Reiter, daß ihr Mann mit der Tochter Barbara in den Zweiflinger Wald gefahren sei. Friedrich kannte die Richtung, auf den weichen moosigen Waldwegen ging das Pferd leicht im Galopp, die Bauern, die auf den Feldern bei der Ernte waren, schauten dem Reiter nach und hinter einem Tannenschlag sah er des Oberförsters Gefährt stehen.

Der weiche Waldboden hatte den Hufschlag des Pferdes gedämpft, der Reiter war vom Pferd gesprungen, trat leise an Barbara heran, die auf einem gefällten Fichtenstamm lesend saß, ihren bebänderten Strohhut auf die Seite gelegt hatte und nichts merkte, als er ihr die Hand auf die Augen legte. Errötend sprang sie auf: „Sie Schalk, was erschrecken Sie ein lesendes Mädchen so sehr! Ich bin Ihnen ernstlich böse.“ „Um Vergebung, vielliebste Barbara, ich wollte nur vermelden, daß ich von Öhringen komme und Orendelsall in der Tasche habe!“ „Ach, ist das schön“, und der Unwille des Mädchens verschwand, „dann sind wir ja ganz nahe Nachbarn!“ „Eben drum, Fräulein Barbara, es kommt nur darauf an, wen das mehr freut, Sie oder mich?“ „Aber, Herr Kandidat, wer wird denn als wackerer Arbeiter im Weinberg des Herrn solche Nachbarschaftsgedanken zuerst haben?“ –

Unter solchen Neckereien merkten die beiden nicht, daß der Herr Oberförster langsam, gesenkten Hauptes und nachdenklich des Wegs kam und kaum seine ihn umbellenden Hunde beachtete. „Der Vater ist wie umgewandelt, keine Fröhlichkeit mehr wie sonst“,

flüsterte Barbara. „Ach, mein lieber junger Freund Pistorius!“ bemerkte der Oberförster und griff gleich an den Rockaufschlag des Kandidaten. „Wissen Sie schon, was es geschlagen hat? Haben Sie's schon gehört? In Kupferzell war eine Konferenz aller hohenlohischen Fürsten, wir müssen wohl alle württembergisch werden. Sie sollen sich freiwillig unterwerfen, das will der dicke Herr in Stuttgart! Welche Zeiten! Welche Umwälzungen!“ „Nun, Herr Oberförster, keine Sorge – wenn auch das Land andere Grenzen bekommt, unsere Fürsten, die doch seine Verwandten sind, wird mein Namensvetter in Stuttgart ja nicht einfach so beseitigen können, wie das die Franzosen vor einem Jahrzehnt mit ihrem König gemacht haben. Und wir sind ja verpflichtet auf unsere hiesigen Herren, ich hab eben mein Verpflichtungsschreiben in Öhringen abgeholt! Nur Mut, wir werden uns schon zu halten wissen!“ „Meinen Sie, meinen Sie?“ fragte aufgeregt der Oberförster und ein freundlicher Blick des Töchterleins belohnte den Tröster.

Es waren turbulente Wochen in Hohenlohe seit jener Unterredung auf der Waldwiese. Der junge Orendelsaller Pfarrherr tat seinen Dienst, schaute kritisch auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse und freute sich, daß die starke persönliche Bindung zwischen Fürst, Regierung und Volk stabiler war als der Machtanspruch der Stuttgarter Regierung. Im übrigen interessierte es ihn wenig, das Forsthaus zu Friedrichsruhe war ihm entschieden wichtiger. Und die diplomatischen Beziehungen zwischen Orendelsall und dem Forsthaus Friedrichsruhe waren wesentlich reger und freundlicher als die zwischen Öhringen und Stuttgart.

Eines schönen Nachmittags war Pistorius wieder nach Friedrichsruhe geritten und wie er gerade durch den Park auf das Forsthaus zugehen wollte, stand Ludwig Friedrich, Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen, der jetzt Regent des Landes war, vor ihm. Er war durch seinen Park gewandert und gab dem jungen Pistorius freudig die Hand. „Nett, daß wir uns sehen! Hab gehört, daß Sie sich in Orendelsall installiert haben! Leider muß ich zur Armee nach Preußen, sonst müßten wir drüber verhandeln, daß ich Sie als Hofprediger in meine Residenz haben möchte, bevor Sie in Orendelsall im alten Haus die Mäuse fressen!“ „Ja, Durchlaucht“, wagte Pistorius einzuwerfen, „was würde Stuttgart dazu sagen? Wir stehen ja vor der Übergabe des Fürstentums an Württemberg!“ „Darüber, mein Lieber, wer in meiner Kirche predigt, befinde immer noch ich und nicht die württembergische Regierung!“ Nach einer angeregten Unterhaltung mit dem Fürsten verabschiedet sich dieser und

Pistorius konnte jetzt erst in den Garten des Forsthauses enttrinnen, wo schon die Mademoiselle Barbara ihn erwartete.

Wieder vergingen die Tage, an den Kamerzen der Bauern wurden schon die ersten Trauben reif und im Oberförsterhaus wurde der Verlobungstermin beschlossen. Als der zukünftige Bräutigam Pistorius eines Septemberabends in Friedrichsruhe einritt, sah er einen Pulk Pferde im Schloßpark und wunderte sich, wer da sei. Er stürmte die Treppe des Forsthauses empor und sah im Salon des Hauses Barbara umgeben von vier oder fünf gestikulierenden und sehr stürmisch auf sie einredenden französischen Offizieren. Und was sie nie getan hätte, sie flüchtete sich, kaum daß Pistorius die Türe aufgemacht hatte, an seine Seite mit einem Seufzer der Erleichterung. „Was ist denn hier los? Ist Krieg oder sonstwas?“ „Nein, aber Öhringen ist von den Franzosen besetzt bis zur Übergabe an Württemberg und hier sind die Offiziere, die sich auch Friedrichsruhe anschauen wollen.“ „Aha, und dich dazu“, meinte Pistorius. Er war sehr böse ob der französischen Konkurrenz und auch als sie den „Monsieur le Curé“ mit in den Unterhaltungszirkel ziehen wollten, verschwand er aus dem Zimmer.

Kurz vor dem Kirchweihfest, auf das die Verlobung festgesetzt war, brachte der Bote aus Öhringen ins Pfarrhaus nach Orendelsall, wie in alle Pfarrhäuser des Fürstentums, ein Dekret, wonach die Pfarrer im Gottesdienst durch Gebet und Predigt dem württembergischen Königshaus huldigen sollten. Die Kanzlei in Öhringen hatte das Dekret ohne weitere Anweisung hinausgehen lassen und es einfach weitergegeben. Dem Friedrich Ludwig Pistorius war der Tag seiner Verlobung doch so wichtig, daß er ihn nicht gleichzeitig zum Tag seiner Kapitulation und zum Tag des Verrats an seinem Fürstenhaus machen wollte, das ihm und seinen Vorfahren viel Gutes getan hatte.

Er besprach sich mit Barbara und lachend wurde sich das Brautpaar einig.

Und am Samstag brachte ein Bote das Antwortschreiben des „Fürstlich hohenloheschen Pfarramts Orendelsall“ in die Kanzlei nach Öhringen zur Weiterleitung nach Stuttgart, darin stand: „Das Pfarramt habe das Dekretum der württembergischen Regierung wohl erhalten und trage auch kein Bedenken, die Huldigung der neuen Regierung und dem neuen Regenten zu leisten. Zumal man ja untertan sein müsse der Obrigkeit. Leider sei es jedoch nicht angängig, die Huldigung im Vormittagsgottesdienst zu veranstalten, sie sei auf den Nachmittagsgottesdienst in die

Christenlehre verlegt, und da passe sie auch gut hin, denn das Thema der Christenlehre, das man gerade behandle, sei sowieso der 'Götzendienst'."

Auf der Kanzlei in Öhringen lachte man, daß die Wände wackelten, das „Intelligenzblatt“ druckte die Antwort des Pistorius nach, im ganzen Hohenloher Ländle schmunzelte man, nur in Stuttgart beschloß

man, das „renitente Subjektum“ zu bestrafen. Als der unglückliche Fürst Ludwig Friedrich wieder in das Land zurückkehrte, vergaß er aber das „Subjekt“ Pistorius nicht und „befand darüber, daß er in seiner Kirche predigte“. Und der wackre Prediger sorgte dafür, daß ähnliche Dekrete künftig ähnlich beantwortet wurden, Frau Barbara aber half ihm dabei.

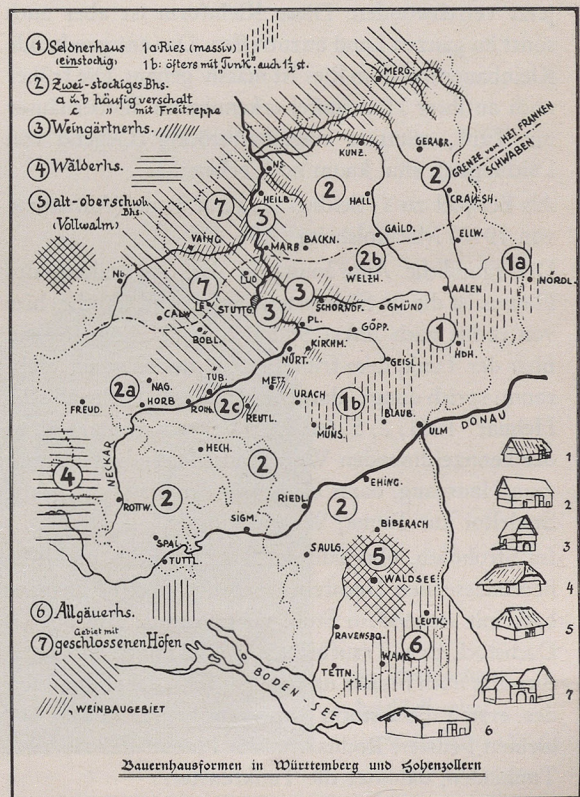
Vom Bauernhaus in Württemberg — einst und jetzt

Von Max Lohß

Mit 18 Aufnahmen, einer Übersichtskarte und einem Plan vom Verfasser

Auf der ersten gesamtdeutschen Heimatschutztagung zu Pfingsten 1929 in Bregenz hat Adolf Helbok ein schönes Wort geprägt: „Das ist das sinnvolle Rätsel des deutschen Bauernhauses, daß es überall dieselbe Seele der Innerlichkeit besitzt und doch überall ein anderes ist in äußerer Gestalt und innerem Aufbau, daß es eine Welt vielgestalter Formen ist und doch eines Geistes.“ Von dieser Innerlichkeit und diesem Geiste haben alle die einen Hauch verspürt, die damals oder bereits früher, etwa gar schon vor dem ersten Weltkrieg, sich mit der Erforschung des Bauernhauses beschäftigt haben. Die Bauernhäuser in ihren alten Grundformen hatten einen festen Stand, und ihre Bewohner waren Vertreter eines gefestigten Berufsstandes, dem man noch etwas ansprach von persönlicher Verbundenheit mit dem angestammten Hof und der oft langen Reihe mit ihrem alten Hauswesen verwachsenen Ahnen. Daß seitdem vieles anders geworden ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Um so erfreulicher ist es, daß neuerdings auf der erspriesslichen Tagung im Jahre 1960 in Ulm festgestellt wurde, wie auch sämtliche alte Bauernhausformen aus sehr besonderen wirtschaftlichen Gegebenheiten gewachsen sind. Im Sinne dieser grundsätzlichen Erkenntnis wollen wir unsere hauskundliche Wanderung durch Württemberg beginnen. Wir halten uns dabei an eine absichtlich einfach gehaltene Übersichtskarte von den wesentlichen Bauernhausformen unseres Landes. Sie wurde im Jahre 1938 entworfen. Was sich daran seitdem verändert hat und was zu ergänzen ist, wird an zutreffender Stelle später angeführt. Die Unterabteilungen und Über-

gangsformen können nicht alle vermerkt werden. In manchen Gegenden kann der Bestand noch genauer aufgenommen werden. Die früher noch klareren Verhältnisse verwischen sich in der Nähe der größeren Städte und jetzt auch mancher Dörfer immer mehr.





1. Seldnerhaus in Machtolsheim um 1910



2. Dasselbe Haus, 1951 neu aufgebaut

Zu 1. *Einstockiges Bauernhaus, Seldnerhaus* (Fachwerk); ältere mit „lehmverpatzten“ Flechtwänden (sog. Lehmstakung – schwäbisch: g'wickelt, g'stickt, g'schliert, 'zäunt).

Dieses Kleinbauernhaus tritt heute noch besonders hervor in der nordöstlichen Alb; vereinzelte Strohdächer, die um 1930 noch vorhanden waren, sind jetzt verschwunden. Diese Kleinform ist aber auch sonst im ganzen Land anzutreffen. Das entsprechende Kleinbauernhaus im Ries ist massiv gebaut. Die früher noch an ihrer Hausstaffel erkennbaren Weberhäuser mit Tunk, mitunter eineinhalbstöckig (Gegend von Laichingen), sind kaum noch erkennbar.

Als Beispiel zu 1: Seldnerhaus mit Tunk (Aufnahme von 1910) Machtolsheim (Abb. 1).

Die räumliche Anordnung in der Querteilung des Hauses ist die im Südwesten vorwiegend übliche; hier von rechts nach links: Stube (hier überhöht liegend über der Tunk, dem früher halb unterirdischen Weberaum; sprich dongk; darüber Näheres in „Schwäbische Heimat“ 1961, 2; S. 68–70). Weiter nach links, über der kennzeichnenden Weberhausstaffel, die Haustüre zum Hausgang, dann ebenerdig der Stall, das große Stadeltor zur Tenne; Wagenhütte.

Im Strohdach, oberhalb der Tür, die licht- und luft hereinlassenden Dachfenster. Am Giebel ist das Gebälk mit stehendem Stuhl zu erkennen. Am oberen Dachstock zwei Traufbretter; solche finden sich manchenorts noch breiter und am ganzen Giebel. Inmitten des ersten Dachstocks die ursprüngliche Form der kleinen Fenster. Rechts von der Hausstaffel die zwei Tunkläden, dahinter die Tunkfenster.

Bereits im Jahre 1928 war das Haus wesentlich verändert und hatte ein Plattendach. Im Jahre 1951 wurde der Wohnhausteil aufgestockt (Abb. 2). Die Scheuer, hier „Stadel“ genannt¹ mit Plattendach, Stadeltor und Wagenhaus blieb erhalten.

Um 1900 bot das Weberdorf Donnstetten, vom Hasenhäusle aus gesehen, noch einen ganz altertümlichen Anblick mit lauter strohbedachten Seldnerhäusern², darunter auch wie in Oberstotzingen³ zusammengebaute Doppelhäuser. Ein um 1930 noch strohgedecktes Doppelwohnhaus in Nellingen ist jetzt aufgestockt zu einem zweistöckigen Einhaus. Die dortigen alten Strohdächer sind heute alle verschwunden⁴; ebenso ein weiteres in Machtolsheim⁵; ferner die letzten in Zang, Kreis Heidenheim, wie das Alt-schulzenhaus (s. Abb. 3) und das Haus Adam Fähnle⁶, ebenso 's Bauers Haus in Laichingen⁷ und das Weberhaus vom Hansmichelsjörg in Donnstetten⁸.

Landauf und -ab ist aber noch der alte Typ zu finden mit überhöhtem Scheuerdach als Einfahrt durchs hohe Tenne'tor. Beispiele etwa in Obereßlingen (Schorn-dorfer Straße); Hardt ob Schramberg; ebenso öfters in Oberschwaben.

Zu 2: *Zweistockiges Bauernhaus* (Fachwerk, ältere mit Lehmstakung besonders im Dachstock und an Innenwänden).

2a) Schwarzwald (öfters Landwirtschaft mit bedeutender Waldwirtschaft verbunden); dort vielfach verschindelt.

2b) Keuperhöhen (Verschalung, diese auch sonst).

2c) Mit Freitreppe (Stiegenhaus in Betzingen und anderen Orten).

3. Das Altschulzenhaus
in Zang
(um 1925 abgebrochen)



4. Das Seehaus
bei Hellershof
im Welzheimer Wald



5. Weingärtnerhaus von 1615 in Beutelsbach

Form 2 mit all ihren Spielarten ist wohl die verbreitetste in Württemberg („das alemannisch-schwäbische Haus schlechthin“).

Die Größe wechselt vom Klein- bis zum Großbauernhaus.

2 und 3 öfters vermischt mit mehr oder weniger regelmäßigen Höfen (d. h. die sonst üblichen Einbauten sind getrennt in Wohnhaus und Scheuer; dann öfters auch im Winkel gestellt).

Übergang: a) Bauern- und Weingärtnerhaus (auch in Gegenden, wo heute der Weinbau eingegangen ist);

b) nach 6 (siehe unten).

Zweistockiges Einhaus im Welzheimer Wald (Abb. 4). Dieses, das sogenannte Seehaus⁹, ist an den Wetterseiten verschalt; äußerlich ist es seit der Aufnahme um 1930 im wesentlichen gleich geblieben, aber inzwischen doch etwas baufällig geworden, so daß ein neuzeitliches Wohnhaus nebenan im Bau begriffen ist. Die frühere Aussicht auf Schillinghof und Hellershof¹⁰ mit gleichartigen Einheitshäusern ist durch das Hinzukommen von mehreren Neubauten nicht mehr einheitlich. Das in der Nähe befindliche Haus Fritz ('s Schmacke') blieb äußerlich unverändert¹¹; seine

gemütliche Stubenecke¹² ist jetzt im Heimatmuseum in Welzheim. Stuben mit den alten Wandkästen, wie etwa dem in Eckartsweiler¹³, sind heute neuzeitlich eingerichtet. Im äußerlich gleich gebliebenen Großbauernhof, dem Haghof¹⁴ südlich Welzheim, ist in der geräumigen Bauernstube der schöne „altdeutsche“ Ofen noch erhalten, freilich mit neuzeitlicher Koch-einrichtung in der anstoßenden Küche¹⁵.

Zum Vergleich aus einer andern Gegend sei verwiesen auf das Haus Narr in Meßstetten, Kreis Balingen¹⁶.

Das „Stiegenhaus“ (2 c) in Betzingen¹⁷ ist auch heute noch in mehreren guten älteren und auch neueren Beispielen erhalten.

Das Bauern- und Weingärtnerhaus in Gebieten, wo der Weinbau um 1900 einging, wie z. B. im unteren Wieslauftal, in Unterschlechtbach¹⁸ oder Haubersbronn¹⁹ sind erhalten, und der Begriff des Bauern- und Weingärtnerhauses ist also schon 1932 festgestellt worden in der damaligen Darstellung.

Zu 3: Weingärtnerhaus.

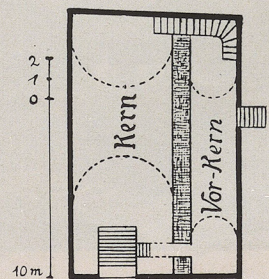
Wieder ein- und zweistöckig vermischt.

Heutige und frühere Weinbaugebiete nach Gradmann, Süddeutschland I. Fachwerk wie bei 1 und 2.

Diese Hausform ist zuweilen vorherrschend, jedenfalls aber folgerichtig häufiger in reinen Weinbaugemeinden (siehe Gradmann, Siedlungskarte und ferner bei R. Daehn, Hausformen im württembergischen Unterland, Karte 2). Im Remstal Form 3 und 2 vermischt; im Neckartal weiterhin vermischt auch mit Hofanlagen (siehe H. Kling, Karte 7)²⁰.

Weingärtnerhaus vom Jahr 1615 in Beutelsbach im Remstal (Abb. 5). Dieses „Wengertersch-Haus“ ist seit längerer Zeit in seiner alten Schönheit vorbildlich wiederhergestellt worden. Schon die in ihrer ursprünglichen Rundbogenform wiederhergestellte Kellertüre (kernsdühr) gibt diesem Haus Staib wieder sein echtes Gepräge als gestelztes Weingärtnerhaus.

Wengerterschhaus.



6. Der Keller im Weingärtnerhaus von Beutelsbach



7. Haus Lambrecht in Sulgau

Hochauf ragt der schön gegliederte Fachwerkbau mit seinem schmucken Ziergiebel, dessen Spitze eine Knagge (wohl ein St. Urban?) trägt. Nichts von der behäbigen Ausdehnung eines Bauernhauses mit seinen Raum heischenden Wirtschaftsteilen, keine Tenne, kein Schopf. Man erzählt, daß im benachbarten Strümpfelbach der erste Ackerwagen erst im Jahre 1865 ins Dorf kam, vorher haben die Wengerter alles getragen (hänt alles traä'). Der im Haus befindliche Lageplan läßt erkennen, daß ursprünglich nur ein kleiner Nebenbau hinzugehörte; erst später baute sich jeder der beiden Stockbewohner seine eigene Scheuer in der Nachbarschaft hinzu. Entscheidend ist also der einzig und allein auf den Weinbau zugeschnittene Grundriß. Dieser ist hier längs („de' lange' We'ag") geteilt in den gewölbten Vorkeller (Vorkern) und den eigentlichen „Kern"; vom ersteren aus um die hintere rechte Ecke führt eine Staffel in den unteren Wohnstock hinauf; eine zweite, kürzere, links ab durch die trennende Mauer in den 1,4 m tiefer gelegenen, etwa 4 m hohen, gewölbten Keller. Hier lagern (bzw. lagerten! – infolge Betriebskonzentration im Großlagerhaus der Weinbaugenossenschaft Remstal gerade in Beutelsbach) die großen Weinfässer; 6eimerige (seksoamriche) waren früher keine Seltenheit. Die Querteilung (überzwerch) im Kellergeschoß ist vielleicht noch häufiger; so führt z. B. bei dem Weingärtnerhaus in Strümpfelbach vom Jahre 1587²¹ die Kerntür' ebenerdig hinein in den weiträumigen, ge-

tränten ('dreht, d. h. mit Balken = Tramen, eben überdeckten) Vorkern; hinten über eine Staffel hinab in den tiefer gelegenen, flach gewölbten, etwa 2,7 m hohen Kern.

Auch in anderen Weinbergorten, so im Unterland²², gibt es ähnlich stattliche Weingärtnerhäuser; daneben aber, wie beim Bauernhaus, auch einstockige; so etwa in Uhlbach. Man hatte dort früher öfters keine Kühe, dagegen bis zu fünf Geißen, und „auf dem Berg" etwas Ackerland. Ebenerdig im Haus war dann die Graskammer und auch die „Moste" (ähnlich wie im Vorkern im Remstal), gleichzeitig als Geräteraum benützt.

Zu 4: Schwarzwaldhaus.

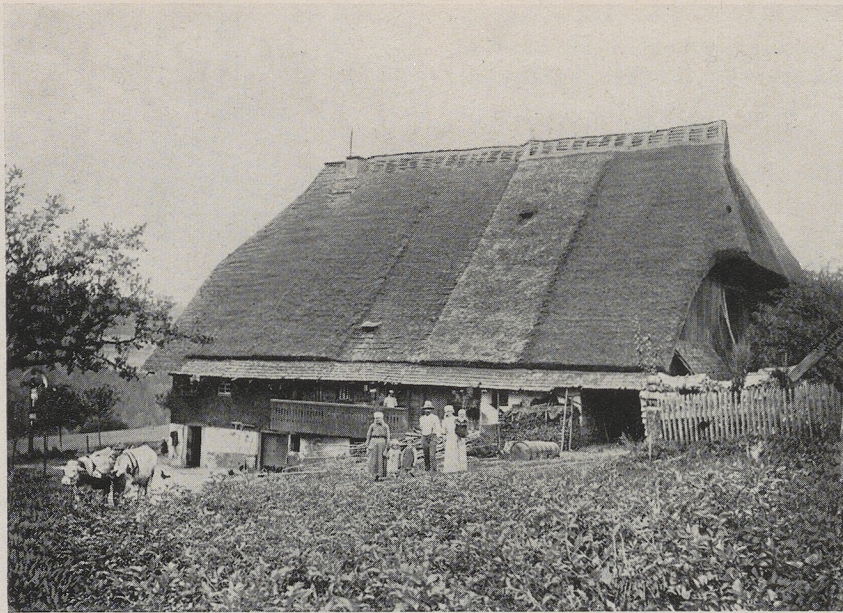
Im südwestlichen Schwarzwald noch vereinzelt das sogenannte „Wälderhaus" (Benennung nach dem „Altwerk", Lit. g); dort auch Übergangsformen zu 2. Alte Form als Bohlenständerhaus; Halbwalm, Strohdach, Kleinform einstockig, Großform zweistöckig.

Im württembergischen Schwarzwald überwiegt in den Kreisen Calw und Freudenstadt das mitteldeutsche Einheitshaus in Klein-, Mittel- und Großform.

Ein schönes, altertümliches „Bodenhaus" ist uns erhalten geblieben im

Haus Lambrecht in Sulgau.

Als ein ehrwürdiger Zeuge aus der Vergangenheit (1771) in die schnellebige Gegenwart hereinragend



8. Haus Flaig in Friedrichsberg auf der Hardt bei Schramberg

(Abb. 7). Im Jahre 1959 hat das Landratsamt Rottweil (Freiherr v. Enzberg) das mächtig ausladende Strohdach neu eindecken lassen (vgl. Schwäbische Heimat 1955, Heft 5, S. 177/78). Schöne, alte Bäume zieren die Anlage, vorn zwei hochragende Eschen, hinten bei der Einfahrt eine breitausladende Linde. An der Straße, beim Zugang zu dem Anwesen, steht ein großes, steinernes Kruzifix, rechts von dem Hauptgebäude ein strohgedeckter Speicher, in der Form mit Doppelvollwalmdach, an das altoberschwäbische Haus (siehe unten) erinnernd, wie auch an jene gefälligen Mühlen im nahen Sulzbachtal; noch weiter rechts, in Bäumen versteckt, die „Bachkuche“. Auch die Inneneinrichtung des Hauses ist in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben. Unsere ausführliche Beschreibung (Bauernhaus S. 72–76 mit Abb. 45, 46 bis 48 und 55; Tafel II, B 1–4) ist bis in jede Einzelheit noch vollgültig.

Dasselbe gilt erfreulicherweise auch noch für das 5 km weiter südlich gelegene

Haus Flaig in Friedrichsberg

auf der Hardt bei Schramberg (Abb. 8). Zwar hat hier die junge Generation ihre Bauernwirtschaft weithin mechanisiert, aber das stattliche Haus vom Jahre 1740 hat seine frühere Heimeligkeit bewahrt.

Auch hier dürfen wir verweisen auf die genauere Beschreibung vom Jahre 1930 (Bauernhaus S. 76–79; Abb. 50–53; Tafel III, A 1–4; in A 2 fiel jetzt die Eckkammer wieder weg und die Stube hat ihre ursprüngliche Größe überecks. An Stelle des früher rechteckigen Tisches steht jetzt ein runder unterm Herrgottswinkel). Bei unserem letztjährigen Besuch, es war gerade Erntezeit – und auch hier herrscht Arbeitermangel – halfen vier Buben aus der Nachbarschaft tüchtig mit in der „Schür“ oben in der „Obete“ unterm Dach am so praktischen elektro-mechanischen Aufzug mit Umlauf. Dem Herrgottswinkel in der Stube gegenüber steht ein großer Kachelofen mit Kunstöfele, das in der kalten Jahreszeit vom Herd in der Küche aus als „warme Wand“ zum Anlehnen angenehm durchwärmt wird. Die Stubendecke ist vertäfelt.

Und nun von Schramberg über Lauterbach das reizvolle Sulzbachtal hinauf! Vorbei am „Jachembur“ (Joachim-), dessen früheres Strohdach jetzt durch ein Plattendach ersetzt ist, sonst aber unverändert blieb²³; ebenso ist die so reizvoll am Bach gelegene Mühle²⁴ noch erhalten und im Betrieb für einige umliegende Bauern, wie eine weitere, oben im Moosenwald. Weiter talaufwärts kommen wir vorbei am alten Wirtshaus „zur Brücke“ mit einem der letzten



9. Der Vogtsbauernhof um 1930 (abgebrannt 1956)



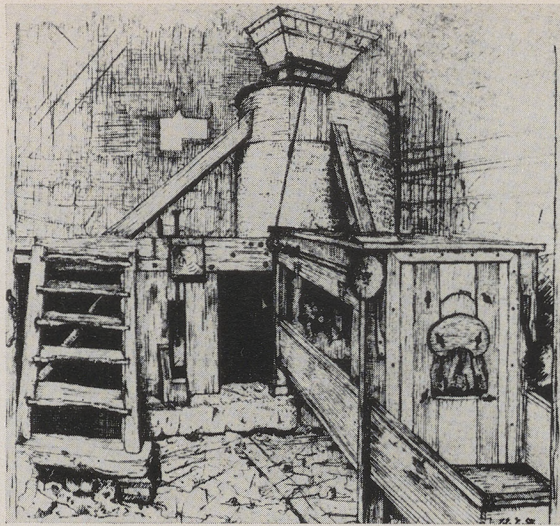
9 a. Neubau des Vogtsbauernhofs

Strohdächer der Gegend, neben dem des Winterbauer. Unfern oberhalb davon steht linker Hand der stattliche neue Hof des „Wälderbur“; der alte, einst so malerisch eingebettete Hof mit Kapelle ist 1932 abgebrannt, wie einige Jahre früher schon der ebenfalls stattliche Gifhof, der jetzt durch drei neue Höfe ersetzt ist. Weiter aufwärts eröffnet sich der Blick auf zwei ebenfalls neue Höfe, den vorderen und hinteren Vogtsbauernhof. Noch weiter oben kommen wir an einen kleinen Weiher, gespeist von dem Wasserlauf, der früher das überschlächtige Wasserrad von der Mühle des alten Vogtsbauernhofes in Betrieb setzte.

Vogtsbauernhof

Diesem einst schönsten und stattlichsten altschwarzwälder Bauernhof vom Jahre 1682 auf württembergischem Gebiet gilt zunächst unser Gedenken; er ist abgebrannt am 1. Mai 1956. Wir dürfen verweisen auf unsere ausführliche Beschreibung (Bauernhaus S. 66–70; Abb. 36–40 u. 57; vgl. auch „Schwäbische Heimat“ 1955; 5, S. 175–177; ferner siehe Monatschrift „Württemberg“, November 1935, S. 495–503). Ein Modell seines großartigen Holzgefüges ließ Dr. Kolesch fürs volkskundliche Institut in Tübingen anfertigen. Um 1930 war die Bewirtschaftung noch recht ursprünglich. Gepflügt („rombroche“) wurde im „Kettenzug“ mit drei Paar Ochsen im Doppeljoch; Mist gefahren mit zwei Paaren²⁵. Wie im badischen Hochschwarzwald, so ist auch hier das Doppeljoch noch nicht ganz entbehrlich, da es, „wenn’s ääbe’r ischt“ (schneefrei), den Zugtieren an abschüssigen

Wegen gegen Rutschgefahr einen guten Halt gibt. Wie einst im alten, so ist man auch heute in den neuen Höfen, dem vorderen und dem hinteren Vogts- hof, auf Familienbetrieb eingestellt, beim hinteren Bur wohl etwas fortschrittlicher mechanisiert. Es werden je rund 100 Morgen Feld und 30 Morgen Wald bewirtschaftet. Beide Neuhöfe sind übrigens gut land- schaftungsgebunden erstellt worden, wie sich aus einem Vergleich von Abb. 9 und 9a ergibt (auch der neue Dollenhof und der Wälderburhof fügen sich gut in die Schwarzwaldlandschaft ein). Der abgewalmte Giebel ist holzverschalt. Die sommers mit reichem Blumenschmuck gezierten Holzveranden sind gut ge- staltet. In allen genannten Höfen wird auch heute eine bedeutende Vieh- und Milchwirtschaft betrie- ben; im vorderen Vogtshof sind zeitgemäß zwei nette Fremdenzimmer eingebaut, es ist also ein moderner „K. und K.-Betrieb“, weil er Kühe und Kurgäste zu- gleich beherbergen kann (h). Der Hauswirtschafts- betrieb ist mit den heute unumgänglich notwendigen neuzeitlichen Geräten und Maschinen ausgestattet. Auch die Stube ist zeitgemäß, aber doch behaglich mit schönem, großen, grünglasierten Kachelofen und getäferter Decke. Bis 1938 brannten in den altertüm- lichen Stuben noch Erdöllampen²⁶, dann erst kam das „Elektrische“. Um 1930 lieferte die Mühle durch Übertragung mittels Drahtseil (drohtsoal) noch die Antriebskraft für die Dreschmaschine. Diese einst so sinnvoll der Gesamtanlage angepaßte „Mili“ geriet, da nun schon so lange außer Betrieb, in Verfall; ihr Dach ist völlig „abg’wetteret“, die Inneneinrichtung



9 b. Die alte Mühle im Vogtsbauernhof

(siehe Abb. 9b) ist im wesentlichen noch vorhanden, wenn auch schadhaft. Man möchte sie gerettet sehen für eine Freilichtanlage in dieser Gegend! In der herrlichen Höhe mit dem Gedächtnis- und -turm überschreiten wir einen gottgesegneten Fleck Erde und steigen jenseits hinab zum Föhrenbühlpaß. Auf einem Waldweg in östlicher Richtung kommen wir an einem kleinen Schwarzwaldhaus²⁷ vorbei; bis 1958 mit Strohdach, jetzt mit Eternitplatten gedeckt. Die Hartdach-Feuerversicherung beträgt weniger als $\frac{1}{3}$ von der für ein Strohdach ($1,5 \times 5\%$); die Stube²⁸ ist gut erhalten mit Tischeck und schönem Kachelofen. Die hölzerne Stubendecke ist eine solide, sogenannte „Dreilingsbühne“, d. h. drei Bretterlagen dick, unten mit Deckleisten. Die Einfahrtsseite hinten ist gegenüber früher wesentlich vereinfacht wie auch beim nahe gelegenen kleineren Anwesen „s Spittelbasche“²⁹, das zum Teil noch mit Stroh gedeckt ist, zum Teil auch mit Schiefer. Die Stube ist sauber „täferet“ und hat einen schönen Kachelofen, der auch zum Brotbacken geeignet ist. – Nicht weit davon steht der stattliche neue *Dollenhof*; seine vordere, hohe Giebelseite hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem vom Haus Flaig (siehe oben); die rückwärtige Einfahrtsseite am Althof (1929 abgebrannt)³⁰ war einst urtümlich wie ein altgermanisches Dachhaus. Beim Abstieg beachten wir im Unterdorf rechtsab den stattlichen alten Hasenhof mit Strohdach (h).

Oberschwaben

Kleine, mittlere und große Einheitshäuser finden sich auf dem Weg von der südlichen Alb etwa über Ehingen a. D. ins Oberland bis hinein in den Kreis Biberach; in diesem und im Kreis Ravensburg lag in der Gegend um Schussenried herum noch um 1910 das Schrumpfbereich vom

altoberschwäbischen Haus (5)

uralten Ursprungs³¹. Heute sind in dieser für die Hausforschung so wichtigen Grundform nur noch einige wenige auffällige Vertreter übrig geblieben. Noch um 1910 hatten Teile von *Kürnbach* bei Schussenried fast mittelalterliches Aussehen (siehe Abb. 10); heute steht dort als letztes noch allein das vielbesehene zweistöckige Kleinhaus³² mit erneut strohgedecktem Doppelwalmdach (gerettet von Landrat Heckmann, Biberach); es sollte und könnte auch im Innern mit Firstsäulen und altem Dachstuhl wiederhergestellt werden, etwa unter Auswertung des gebrechlichen, gleichartigen Althauses in Meßhausen. Dieses soll (nach mündlicher Hausüberlieferung) im Jahre 1678 erbaut worden sein. Vier hochragende, mächtige Firstsäulen („Firschtsaul, Mehrzahl = saule“) streben nach oben als Träger zunächst der Firstpfette, über der beiderseits und an den Walmen die Rafen (raafe' = lange, kräftige Stangen) als Dachträger aufgehängt sind.



10. Kürnbach bei Schussenried um 1930; heute völlig verändert

Das besondere Kennzeichen des altoberschwäbischen Hauses ist ja sein großes Strohdach mit Vollwalm und den eben genannten, scherenförmig aufgehängten Rafen als Sparren; ursprünglich Bohlenständerhaus, später Fachwerk (mit Lehmstakung u. a.).

Ein noch leidlich erhaltenes und auch noch bewohntes, aber doch dem Abbruch verfallenes altoberschwäbisches Althaus in der Hueb (Post Zollernreute) sollte man nach Kürnbach versetzen; dieser Ort hat in der Überlieferung der Hausforschung historische Bedeutung (siehe im Altwerk); sogar im Fremdenverkehr findet das dortige „alte Haus“ schon jetzt Beachtung; wie erst, wenn ein großes weiteres noch dabei steht! Man hole also das Haus B. in der Hueb herüber nach Kürnbach! Dessen beide äußere Firstsäulen sind besonders mächtig (36×48 cm die vom Althaus „im Spiegler“, abgebrochen 1951, hatten 35×35 cm, von dem in Michelwinnaden 30×38 cm).

Ein Doppelwohnhaus höheren Alters mit der typischen Doppelwalmform des Strohdaches ist vorläufig auch noch erhalten in Schweinhausen (südlich Biberach); keine Firstsäulen; links und rechts vom Tenne sind Wohnungen; die linke (ausgeräumte) Stube hat noch eine Bohlenbalkendecke; eine wie in alten Schwarzwaldstuben verschalte Stiege führt nach oben in die Kammer; vom Ausgang kommt man durch eine Falle über eine Staffel, in den unter der Stube gelegenen, gewölbten Keller mit Brothänge und Obsthurde.

An der Stelle des um 1910 aufgenommenen altoberschwäbischen Hauses vom Jahre 1706 in *Unter-Atzenberg* (bei Aulendorf; Abb. 11), das 1932 abbrannte, steht jetzt, dem schon um 1900 vorhandenen Wohnhaus gegenüber, ein neuzeitlicher, stattlicher Stadel; dieser Hof H. wird fortschrittlich bewirtschaftet. Interessant ist eine Gegenüberstellung des jetzigen



11. Unter-Atzenberg (1932 abgebrannt)



11 a. Unter-Atzenberg. Neubau eines Stadels an der Stelle des abgebrannten Hauses

mit dem alten Haus Schmid³³ in Kürnbach (Abb. 12); im Stadelteil hatte es einst drei „Firschtsaule“, tannene Baumbalken, ausgeraucht schwarz (dännene bohm-bälge, ausg'ra'echt schwaartz), was leicht erklärlich ist, da ja alle diese alten altoberschwäbischen Häuser früher kaminlos waren. Die Verjüngung des weiland Schmid'schen Hauses ist nicht unerträglich anzusehen; der alte Speicher, rechts nebenan, blieb unverändert.

Zu 6: Allgäuer Haus

Übergangsformen von 2 nach 6; flacheres, weiter vorspringendes Dach; Pfettendach; große Ställe (dementsprechend großer Viehstand).

- a) Einbau, aber auch aufgeteilt;
- b) mit sogenanntem „Widerkehr“, im rechten Winkel;
- c) mit Verschalung; vereinzelt wie am Alpenhaus (im Adelegg).

Von Vorbeifahrenden viel bestaunt ist das stattliche *Haus Bareth in Bottentann* (Kreis Wangen), das 1806 „einhergestellt“ und 1955 neu hergerichtet wurde³⁴. Der Wirtschaftsteil, das „Stadelwerk“, im rechten Winkel zum Wohnhaus, ist der „Widerkehr“; seit 1900 mit Hocheinfahrt. Im fachwerkgezierten Wohnhaus heute eine vornehme, neugetäfelte Stube, schö-



12. Haus Schmid in Kürnbach (um 1930)



12 a. Neubau des Hauses Schmid

ner Kachelofen mit „Kunst“. Großartige Milchwirtschaft (60 Stück Vieh; früher auch noch 100 Säue dazu!). Hier umweht einen der Geist, in dem Schiller Stauffachers Hof belobt:

„Da steht dein Haus, reich wie ein Edelsitz,
von schönem Stammholz ist es neu gezimmert ...“
(Tell I, 2, 202 fg.).

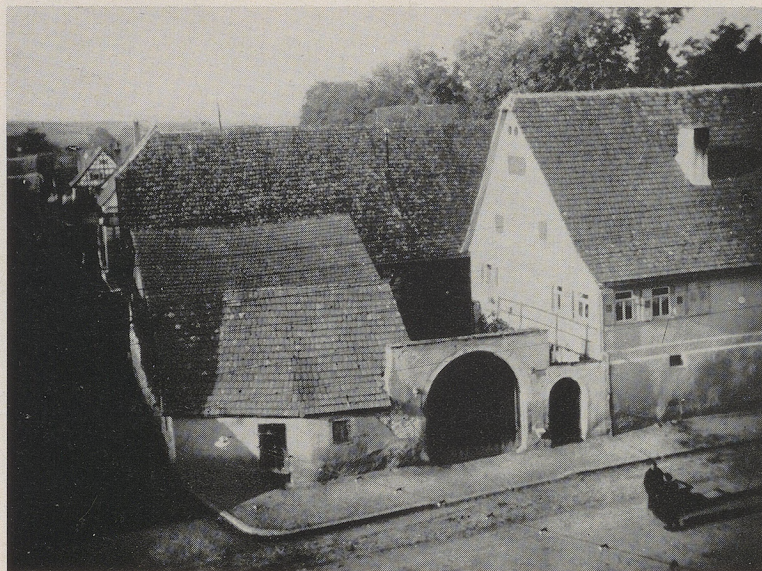
Ähnlich stattliche Hofanlagen mit Widerkehr und Hocheinfahrt auch sonst in dieser Gegend.

In Rohrdorf im Allgäu in der Südostecke unseres Landes stehen noch einige ältere Allgäuerhäuser mit ihren flachen Kehlbalkendächern. Das Haus Landsbeck ('s Konrade')³⁵, blieb im wesentlichen unverändert; die früher vorn im Hausgang befindliche Küche wurde in die einstige Schlafstube, ins „Gade“ verlegt³⁶. Die den heutigen Großeltern (dem Nähne' und der Nahne', † 1932) zu verdankende Beschreibung vom Jahr 1930 ist noch vollgültig. Das naheliegende noch ältere, großenteils verschaltete Allgäuerhaus, zugleich Schmiede des „Wunibald“³⁷ ist gleichfalls unversehrt; ebenso der behagliche Tisch- und Herrgottswinkel mit den tiefen Fensternischen (Baien) und ihren „Maienhäfen“³⁸ im Gasthaus gegenüber. Dagegen ist die letzte altwürttembergische Küchenstube³⁹ im früheren Haus Z. längst verschwunden.

Zu 7: Dreiseithof und geschlossener „mitteldeutscher Hof“, auch „fränkischer Hof“ genannt. Häufiger nur im Nordwesten, aber auch hier im Dorf-

bild nur ganz selten vorherrschend; heute mehr und mehr vereinzelt, je weiter vom rheinfränkischen Gebiet entfernt, desto seltener und dann immer mehr untermischt mit 1, 2 und in Weingegenden auch mit 3.

Im Nordwesten finden wir auch heute noch mehrere ältere, eindrucksvolle Dorfbilder. Die zahlreichen, schönen alten Fachwerkhäuser, die Seite an Seite mit ihren vorgekragten Giebeln die Hauptstraße in *Eltingen*⁴⁰ zieren, haben wohl gegenüber 1930 ihre zwar malerischen, aber oft undichten Hohlziegeldächer gegen neuzeitliche Bedachung vertauscht, und die Straße mußte den modernen Beleuchtungskörpern zulieb etwas „verdrahtet“ werden, aber es ist immer noch eine unserer schönsten Dorfstraßen im Land. Auch in *Lienzingen* (k) ist manche Straßenflucht mit altem Fachwerk gut erhalten (Beispiel: Haus Speidel vom Jahre 1550 in der Herzenbühlgasse); der historische Hof des Veit Pfullinger vom Jahre 1627⁴¹, als einst spezifisch „fränkischer“ Hof öfters zitiert, ist freilich etwas altersschwach geworden, das Wohnhaus aber ist gut erhalten. *Ditzingen*, *Schützingen*, *Zaisersweiher* und zahlreiche andere Orte im Nordwesten bieten ähnlich wie die im Remstal (*Strümpfelbach*, *Grunbach*, *Endersbach*, *Beutelsbach* u. a.) mancherlei Erfreuliches, und wenn auch noch manches schöne Fachwerk unter Verputz schmachtet, so wurde doch auch dauernd viel getan an Haus- und Dorfverschönerung.



13. Alter geschlossener Hof in Ditzingen – einst und heute

Allerdings ist auch manches Gute und Wertvolle der Spitzhacke im Dienste des geschäftstüchtigen Mammon zum Opfer gefallen; so werden manche Heimatfreunde trauern um den historischen, geschlossenen Hof vom Jahre 1606⁴² in Ditzingen (Abb. 13); an seinem Wohnhaus wurde das unter Verputz verborgene schöne Fachwerk leider zu spät entdeckt. Diese geschlossenen, „mitteldeutschen“ Höfe mit ihrem gro-

ßen und kleinen Bogentor werden immer seltener. Im hinteren Ortsteil von Ditzingen steht noch ein vereinzelter, ebenso ein noch wie seit Jahrhunderten bewirtschafteter in Hausen a. d. Würm, ein weiterer in Malsheim⁴³, beide im Kreis Leonberg. In vereinzelter Orten, wie etwa in Pleidelsheim, überwiegt noch heute der Dreiseithof mit seinem Tabakschopf; daß solche Dreiseithöfe auch sonst, wie etwa im Ries

(Kirchheim a. Ries u. a.) vorkommen, sei nochmals erwähnt. Alles in allem: es ist noch viel Gutes und Schönes da, und vieles läßt sich noch retten, verbessern, verschönern und erhalten trotz des dauernden Nagens vom „Zahn der Zeit“ und trotz der Verheerungen des zweiten Weltkriegs. Infolge dieser ist etwa zu beklagen der malerische Stadtkern mit seinen schönen Häusern von Heimsheim; dabei sind auch untergegangen mehrere Wände mit reizvollen „Ofenplättle“; die in Ditzingen im Hause M. sind erhalten, Ofen und Banksiedel sind weg (siehe „Schwäbische Heimat“ 1955, 2, S. 53, und Bauernhaus Abb. 98, S. 171–174). Der „altdeutsche Ofen“ mitsamt den dazu gehörigen, zahlreichen Ofenplättle in Würzbach ist in die Lagerbestände des vorbereiteten Heimatmuseums in Calw übergegangen (siehe „Schwäbische Heimat“ 1956, 1, S. 5).

Am Ende einer Umschau auf den heutigen Zustand der ländlichen Siedlungen in unserem Land wird man feststellen, daß vieles im Umbruch begriffen ist, daß die Technisierung, Rationalisierung und die mit der heute erforderlichen Veredlungswirtschaft verbundene Um- und Neusiedlung (l) unaufhaltsam und zeitläufig fortschreitet (m). Vieles verdient auch weiterhin erhalten und gepflegt zu werden; einem gesunden Fortschritt kann man sich aber nicht entgegenstellen (i). Erfreulich, wenn unsere Bauern auch weiterhin bäuerlich bauen und insbesondere, wenn es landschaftsverbunden geschieht (n). So mag man sich wohl an das leicht abgewandelte Goethewort erinnern:

Altes oft bewahrt mit Treue
sinnvoll aufgefaßt das Neue.

Schrifttum

- a) R. Gradmann, Das ländliche Siedlungswesen des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1926, mit Siedlungskarte. – b) M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württemberg, Heidelberg 1932 = B. – c) Ders., Beiträge aus dem landwirtschaftlichen Wortschatz Württembergs, Heidelberg 1913 = W. – d) R. Daehn, Die Verbreitung und Gestaltung der ländlichen Orts- und Hausformen im württ. Unterland, Stuttgart 1937. – e) H. Kling, Der Einfluß des Weinbaus auf die Bauernhausformen . . ., Stuttgart 1937 – f¹⁾ M. Lohß, Vom Bauern- und Weingärtnerhaus im Remstal, Schorndorfer Heimatbuch 1950. – f²⁾ A. Schahl, Die Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslautal (Schwäb. Heimat 1951, S. 184 ff.). – g) Das Bauernhaus im Deutschen Reiche, herausgeg. vom Verb. deutscher Architekten- u. Ing.-Vereine (Württ. Tafel 1–7, Text S. 290–300), Dresden 1906 = Altwerk. – h) Stuttgarter Nachrichten vom 21. 10. 1961 (W. Bechtle). – i) Stuttgarter Nachrichten vom 24. 3. 1962 (B. Wachtel). – k) R. W. Schmidt, Lienzingen . . ., Schwäb. Heimatbuch 1927. – l) das neue heim, 9. Jahrg. (1962), Sonderfolge. Die württ. Landsiedlung und ihre Bauten – Ein Einblick in die Arbeit von 3 Jahrzehnten. – m) J. Bendermacher und R. Schoch im Jahrbuch 1960/61 des Deutschen Heimatbundes. – n) Der moderne Bauernhof – im Bilde der Heimat (Schwäb. Heimat 1960, S. 236 ff.).

Anmerkungen

- ¹ W Karte 1 Scheuer. – ² B Abb. 20, S. 33. – ³ B Abb. 21. – ⁴ B Abb. 29; W Abb. 2, 3. – ⁵ B Abb. 23. – ⁶ B Abb. 24, 25. – ⁷ B Abb. 26. – ⁸ B Abb. 27. – ⁹ B S. 3. – ¹⁰ B Abb. 1. – ¹¹ B Abb. 7 a. – ¹² B Abb. 7 b. – ¹³ B Abb. 9. – ¹⁴ B Abb. 8. – ¹⁵ s. Schwäb. Heimat 1955, 2, S. 55. – ¹⁶ W S. 8. – ¹⁷ B Abb. 30; zwar abgebrochen, Beschreibung S. 23 fg noch vollgültig. – ¹⁸ B Abb. 16. – ¹⁹ B Abb. 18 a. – ²⁰ Vgl. Kling, S. 88/89. – ²¹ B Abb. 14, 15; S. 18 fg. – ²² siehe bei Schrifttum unter d–f. – ²³ B Abb. 34. – ²⁴ B Abb. 35. – ²⁵ Näheres s. Schwäb. Heimat 1957, 1, S. 12–17. – ²⁶ B Abb. 57. – ²⁷ B Abb. 41. – ²⁸ B Abb. 56. – ²⁹ B Abb. 42. – ³⁰ B Abb. 43. – ³¹ B S. 83, Fußnote 4. – ³² B Abb. 61. – ³³ B Abb. 59/60. – ³⁴ B Abb. 63. – ³⁵ B Abb. 66. – ³⁶ B Tafel IV, 1. – ³⁷ B Abb. 65. – ³⁸ B Abb. 67. – ³⁹ B Abb. 68. – ⁴⁰ B Abb. 72. – ⁴¹ B Abb. 82. – ⁴² B Abb. 69 und Tafel III B. – ⁴³ Siehe Umschlagbild.



14. Hof Hartmann in Eltingen



Herbstsonne im Kloster Maulbronn

Aufnahme Wilhelm Walz †

Die Schatzgräber von Feldstetten

Von Felix Burkhardt

Taler und Gulden waren willkommene Gäste im Hause von Hans Jerg M. in Feldstetten, sie wurden auch zum Bleiben angehalten. Sein Weib legte ebenfalls einen Kreuzer zum anderen. So wurden sie im Laufe der Jahre vermögliche Leute, geachtet im Dorf und in der Verwandtschaft. Ein voller Beutel bietet jedoch keinen Schutz gegen Krankheit und Tod. Eines Tages kränkelte die Frau; zusehends verschlimmerte sich ihr Zustand. Der Mann glaubte, bald das Abscheiden seiner Gefährtin erleben zu müssen.

Da sie keine Kinder besaßen, fürchtete der Mann, das Erbe seines Eheweibes mit ihren Angehörigen teilen zu müssen. In aller Heimlichkeit ging er daran, den Geldkasten zu leeren und Taler und Gulden zu verbergen. Ehe aber sein Weib starb, traf ihn selbst ein Schlag und der Tod rief ihn von Haus und Habe.

Die Erben kamen, fanden aber nur leere Beutel und Kasten. Sie vermuteten, der Verstorbene habe sein Geld im Keller vergraben, holten vom Schultheiß die Erlaubnis zum Nachgraben ein und fanden auch bald in einem irdenen Krüglein 75 harte Taler. Unter dem Kleiderkasten lagen 60 Taler, 30 Taler waren unter einem eisernen Trog verborgen. Nur die Goldstücke, die einst der Stolz des Hausbesitzers gewesen waren, konnten nirgends gefunden werden.

Wer konnte helfen? Sollte man es nicht einmal mit der Leistenschneiderin von Urach versuchen? Von ihr wußte man, daß sie verborgene Dinge sehen konnte. Sie besaß ein Glas, das ihr alle Dinge zeigte.

Man bat sie um Hilfe. Mürrisch hörte sich die Leistenschneiderin den Wunsch der Erben an, weigerte sich jedoch, ihm zu entsprechen. Mit den Feldstettern wollte sie nichts zu tun haben. Schließlich ließ sie sich erweichen, nahm ihr Glas zur Hand und guckte hinein. Nach einer Weile erfuhr der Bote, das Gold sei in einem Stall an der Scheuer. Es handle sich um viel Gold, besonders ein Stück sei darunter, das über 60 Gulden wert sei. Doch befänden sich auch noch Taler unter all den Goldstücken. Ein viereckiges Trüblein bewahre den Schatz.

Einige Zettel beschrieb sie, wickelte sie zusammen und übergab sie dem Boten mit dem Auftrag, diese Zettel unter die Tür des Stalles zu legen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden würde dann das Gold aus dem Boden herauskommen.

Der Feldstetter legte der Leistenschneiderin 30 Kreuzer auf den Tisch und eilte zurück in sein Dorf. Hier führten sie nun alles getreu nach den Anordnungen aus. Die Wirkung, sehnlichst erwartet, blieb aus.

Das Glas der Uracher Leistenschneiderin war weit im Land bekannt. Der Oberamtmann zu Urach, der von ihren Künsten erfahren hatte, lud sie am 20. April 1789 vor. Die Leistenschneiderin, sie hieß Marie Agnes Sch., gab an, das Glas sei ein natürliches Glas, in das sie frisches Wasser geschüttet habe. Das Glas zeige ihr unterirdische Geister, doch Diebe, Hexen und Unholde könne sie nicht sehen. Ohne Scheu gab sie Auskunft über die Umstände, die sie in den Besitz des Glases gebracht hatten. „Es habe einmal ein katholischer Pfarrer zu Burghagel bei Giengen an sie geschrieben, daß er einen Bruder habe, der in einem Glas alles sehen könne. Dieser nun habe auch in einem Glase gesehen, daß sie – wie er – zu diesem besonderen Geheimnis geboren sei und er dahero wünschte, daß sie ihm schriebe, an welchem Tag und zu welcher Stunde sie geboren sei. Sie habe ihm darauf durch seinen Bruder, der dergleichen Dinge sehen könne und als Biersieder in Burghagel gestorben sei, wissen lassen, daß sie anno 1746 am Pfingstsonntag mittags zwischen 11 und 12 Uhr geboren wurde, auch von letzten dermalen die Anweisung erhalten, daß sie von einem Wasser gegen der Morgensonne in ein Glas tue und darein sehen solle, wo sie sodann alles, was er sie frage, sehen werde. Sie habe es gleich dermalen probiert und wirklich erfahren, daß gedachter Biersieder, dessen Name sie nicht mehr wisse, ganz recht gehabt, indem sie gleich alles, was er sie gefragt, gleich gesehen, und von selbiger Zeit an, welches ungefähr 5 bis 6 Jahre her sein mögen, noch immer alles richtig befunden.“

Da sie immer unter Kopfschmerzen zu leiden habe und eine Brille brauche, benutzte sie in der letzten Zeit das Glas kaum. Das Gucken in das Glas greife den Kopf und die Augen ziemlich an.

Auf Befragen gab sie zu, daß ihr das Verbot des Wahrsagens bekannt sei. Doch wehrte sie sich gegen den Vorwurf, sie könne auch nicht mehr und weniger als andere Leute in der „Bouteille“ sehen, folglich sei ihre Sache Windbeutelei und Betrug. Schon nach der Bibel habe es, so verteidigte sie sich, Seherinnen gegeben. Man solle doch im 16. Kapitel der Weisheit nachlesen: „Herr, deine Worte heilen alles.“

Sie habe ihre Gabe von Gott empfangen, das tröste sie; darum könnten ihre Sachen auch nicht Windbeuteleien sein.

Wie die Leistenschneiderin ihre Glasguckerei verteidigte, so ließ sich Caspar M. von Feldstetten nicht von der Überzeugung abbringen, sein Haus berge einen Schatz. Um 1786 war er Besitzer des Hauses geworden, das Hans Jerg M. seinen Erben hinterlassen hatte. Im Dorf galt das Haus als ein Geisterhaus. Sein Besitzer glaubte es fest. „Sobald er dieses Haus bezogen, so bald sei er überzeugt worden, daß die schon gedachte Sage gegründet sei, denn gleich anfangs und seithero zeige sich je und je eine weiße Gestalt von einer Mannsperson, die in dem Hause herumlaufe und ihn öfters, besonders in den heiligen Zeiten, um Weihnachten und Ostern, bis in sein Schlafgemach begleite, einmal ein Licht in der Hand gehabt habe, öfters ein Geräusch – wie wann man Zinnteller aneinander stößt – erregte und sogar vor ohngefähr drei Jahren morgens einmal zwischen ein und zwei Uhr in Begleitung zweier anderer Gestalten, wovon die eine schwarz, die andere weiß gekleidet gewesen, zu ihm über das Bett gekommen und endlich, da er nichts geredet, mit Zurücklassung einer großen Helle auf seinem Bett verschwunden sein.

So gewiß diese Angaben sein, so fest glaube er nun, daß ein großer Schatz in seinem Hause liege, weil ihn alle, die er bisher um Rat gefragt, und die dergleichen Dinge verstehen, dessen versichert haben.“ (Aussage vor dem Oberamtmann.)

Da ihm nun an der Hebung des Schatzes viel lag, grub er, allerdings vergeblich, in seinem Keller. Etliche Male suchte er Rat bei der Uracher Leistenschneiderin. Bei ihr beklagte er sich, daß der Geist in seinem Hause ihn Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen lasse. Die Leistenschneiderin wanderte etliche Male nach Feldstetten, guckte in ihr Glas und sah den Geist in der Flasche. Er hatte eine braune Kutte an, die mit einem Gürtel gebunden war. Der Geist war gerade aus der Wand herausgeschlupft und sah sehr betrübt aus. Ihr erschien die Gestalt so, wie sie zu Lebzeiten gekleidet gewesen war; dem M. aber zeigte sie sich als Gespenst, in Lebensgröße, doch weiß gekleidet.

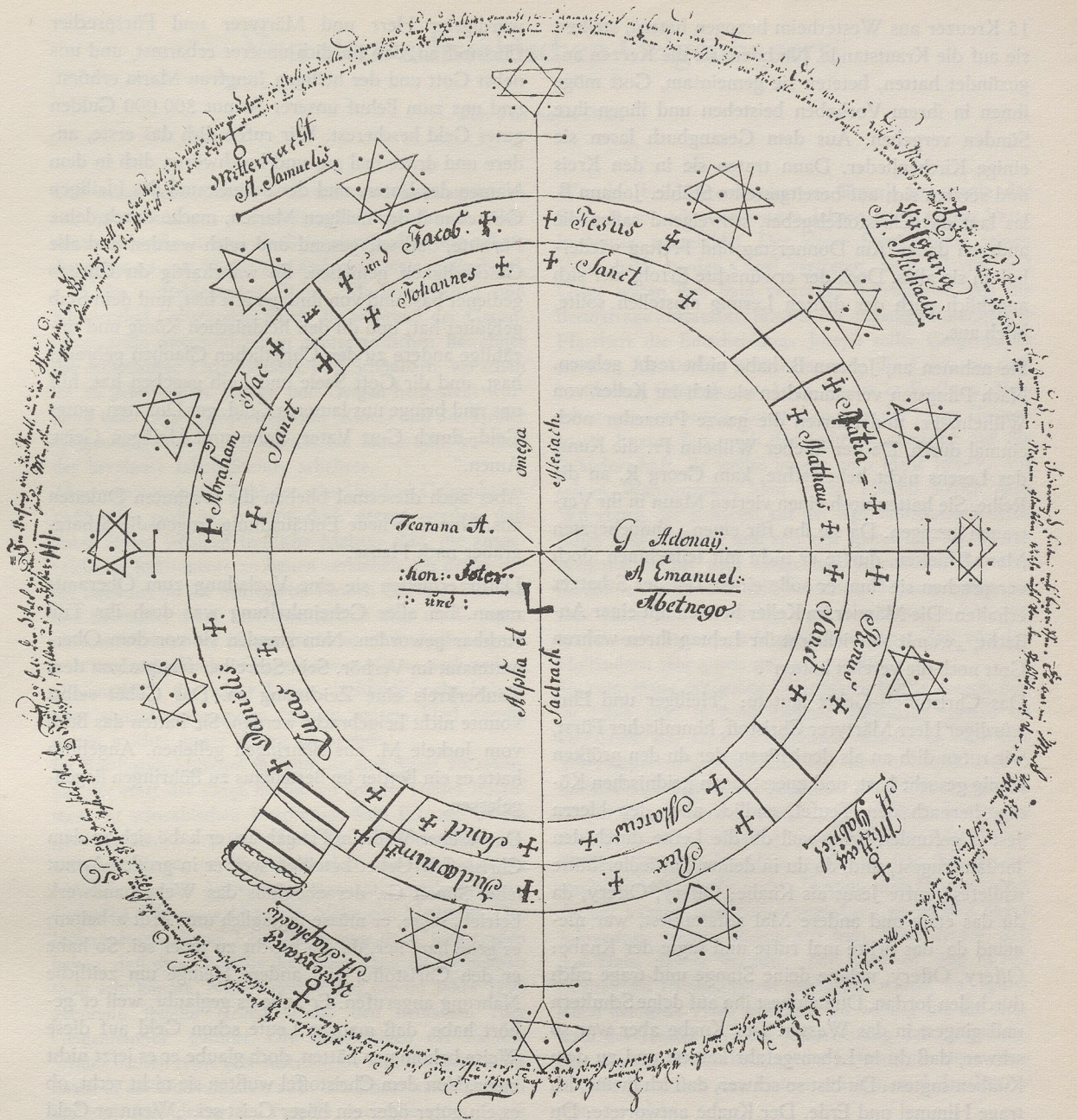
Beim Gucken ins Glas schwätzte die Leistenschneiderin leise vor sich hin, als ob sie mit dem Gespenst rede, doch die Umstehenden verstanden kein Wort ihrer Rede. Hatte sie etwa eine Viertelstunde in ihr Glas geschaut, so sagte sie, sie müsse nun den Geist ein bißchen gehen lassen. Dann schob sie eine Ruhepause ein. Als aber all ihr Gucken keinen Erfolg hatte, meinte sie, es sei notwendig, noch einige Zeit auf die

Erlösung des Geistes zu warten. Wenn aber M. einen katholischen Geistlichen ins Haus hole, so könne er schon zeitiger den Geist erlösen und den Schatz heben. Der schatzhungrige M. versuchte nun, in Ehingen bei den Franziskanern Rat zu holen, doch fand er weder hier noch in Wiesensteig Hilfe.

Herumziehende Leute, Freimänner genannt, Vagabunden und andere Leute fanden den Weg zu M. und trugen sich als Helfer an. Ein Hammerschmiedeselle von Urach betete im Keller aus dem Gertraudenbüchlein. Das Gertraudenbüchlein, das auf die Mystikerin Gertrud vom Kloster Helfta (1256 bis etwa 1311) zurückgeführt wurde, diente im 17. und 18. Jahrhundert als Hilfsmittel beim Schatzheben. Zwei Jahre später versuchte es ein gewesener kaiserlicher Soldat aus Göppingen auf die gleiche Weise mit der gleichen Erfolglosigkeit. Ein Einwohner aus Ehingen probierte es ebenfalls mit dem Gertraudenbüchlein. Als alle Schatzhelfer versagt hatten, lief M. nach Urach zur Leistenschneiderin und holte sich das Gertraudenbüchlein von ihr. Sie machte ihm Hoffnung, daß sich beim Lesen der Geist zeigen und der Schatz heben lassen werde. So stieg M. in den Keller seines Hauses und begann erwartungsvoll mit dem Lesen. „Es habe sich aber damals der Geist im Keller nicht, hingegen gleich nachhero in der Kammer wieder sehen lassen, wogegen er übrigens von einem Schatz nichts bemerkt habe“, gab er später zu.

Wenn sich auch der Schatz nicht zeigte, das Vermögen von M. nahm ständig ab. Angeblich hat er seine Schatzgräbergehilfen immer nur mit etlichen Batzen entlohnt. Der Oberamtmann Schott zu Urach mußte leider die betrübliche Feststellung machen, daß M. mit seiner Geistervertreibung und seinem Schatzheben sich und die Seinen um das ganze Vermögen gebracht habe. M. hatte in Hoffnung auf den Schatz Schulden aufgenommen. Er war von seinem baldigen Erfolg so überzeugt, daß er den Gläubiger in Ruit mit dem Hinweis auf die Hilfe seines Geistes vertröstete.

Schatzgräberei scheint in Feldstetten eine ansteckende Sache gewesen zu sein. Im September 1789 mußte der Uracher Oberamtmann nach monatelanger Untersuchung einen Bericht über Schatzgräberei in Feldstetten anfertigen. „Zu Feldstetten, als einem sonst durch Gewerbe und Feldbau nahrhaften Ort, wo jeder Bürger, der arbeiten will, sein Auskommen hat, wurde angezeigt, daß sechs Bürger sich mit Christoffels-Gebet abgeben.“ Wenn es Caspar M. verstand, sich hinzustellen, als sei er kaum an der Sache beteiligt, so hielt ihn jedoch der Oberamtmann für den wirklichen Urheber.



Der Wunsch, schnell zu Reichtum zu kommen, bewegte außer M. auch andere Einwohner. Schon seit Jahrzehnten lief das Gerede von dem Christoffels-Gebet durch das Land, verstohlen tuschelten die Leute über die geheimnisvolle Kraft der Zauberei, ließen Wünsche wachsen und weckten Hoffnungen. Der Bürger und Weber Georg R., ein Mann von 32 Jahren, gesund und wohl in der Lage, sich und die Seinen zu ernähren, konnte den Wunsch, Geld auf diese Art zu bekommen, nicht unterdrücken. Er fand

schnell Gleichgesinnte. An dem Mittwoch in der Pfingstwoche des Jahres 1788 versammelten sich in der Stube von Simon Gr. drei Männer. Georg R. hatte, wie es die Vorschrift des Zauberbüchleins verlangte, auf Papier einen großen Kreis mit allerlei Figuren gezeichnet und mit Inschriften versehen, der auf den Boden gelegt wurde. In diesen Kreis sollte ein kleines Tischchen gestellt werden. Da keins vorhanden war, mußte eine Krautstande als Ersatz dienen. Drei Kerzen und ein geweihtes Wachlicht, das sie für

15 Kreuzer aus Westerheim bezogen hatten, stellten sie auf die Krautstande. Nachdem sie die Kerzen angezündet hatten, beteten sie gemeinsam, Gott möge ihnen in ihrem Vorhaben beistehen und ihnen ihre Sünden vergeben. Aus dem Gesangbuch lasen sie einige Kirchenlieder. Dann traten sie in den Kreis und setzten sich auf bereitgestellte Stühle. Johann B. las laut das Christoffelsgebet, schweigend saßen die anderen dabei. Am Donnerstag und Freitag wiederholten sie alles. Doch der erwünschte Erfolg, der sich angeblich nach der dritten Lesung einstellen sollte, blieb aus.

Sie nahmen an, Johann B. habe nicht recht gelesen. Nach Pfingsten versammelten sie sich im Keller von Wilhelm Fr. und führten die ganze Prozedur noch einmal durch. Da der Weber Wilhelm Fr. die Kunst des Lesens nicht beherrschte, kam Georg R. an die Reihe. Sie hatten noch einen vierten Mann in ihr Vertrauen gezogen. Da sie ihn für einen „ohnbeherzten Mann“ hielten, durfte er nicht mit teilnehmen, doch versprachen sie ihm, er solle einen Teil des Schatzes erhalten. Die Männer im Keller beteten mit einer Andacht, „womit sie vielleicht ihr Lebtage ihren wahren Gott noch nie verehrt hatten“.

Das Christoffels-Gebet lautete: „Heiliger und Ehrwürdiger Herr Märtyrer Christoff, himmlischer Fürst, wir rufen dich an als denjenigen, der du den größten König gesucht hast, und zuerst einen heidnischen König, hernach den Teufel, endlich aber den Herrn Jesum gefunden hast, weil du die Leute durch den Jordan trugst; und, da du in deiner Einsiedlershütte schliefest, rufte Jesus als Knabe: Offery, Offery, da du das erste und andere Mal aufstundest, war niemand da, das dritte mal rufte und sagte der Knabe: Offery, Offery, nehme deine Stange und trage mich durch den Jordan. Du nahmest ihn auf deine Schultern und gingest in das Wasser. Der Knabe aber war so schwer, daß du in Lebensgefahr kamest und zu dem Knaben sagtest: Du bist so schwer, daß ich meine, ich trage Himmel und Erde. Der Knabe antwortete: Du trägst wahrlich den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Da tauchte dich der Knabe in das Wasser, und taufte dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und veränderte deinen Namen mit dem Beisatz: Du sollst nicht mehr Offery, sondern Christoff heißen: ich erschaffe dich zu einem Schatzmeister, und gebe dir Gewalt über alle in der Erde verborgenen Schätze, daß du sie unter diejenigen, welche dich in meinem Namen anrufen, austeilst; ich gebe dir auch Gewalt über alle ihre bösen Geister.

Nun rufen wir dich, o heiligster und verehrungs-

würdigster Herr und Märtyrer und Fürsprecher Christoff an, daß du dich unserer erbarmst, und uns nebst Gott und der heiligen Jungfrau Maria erhörst, und uns zum Behuf unserer Armut 300 000 Gulden gutes Geld bescherest. Wir rufen dich das erste, andere und dritte mal an, und beschwören dich in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und der heiligen Marien, mache durch deine Fürbitte, daß wir gesund und reich werden und alle Glückseligkeit genießen. So wahrhaftig du Christo gedienet hast und von ihm getauft bist, und dein Stab geblühet hat, und du den heidnischen König und unzählige andere zu den Christlichen Glauben gebracht hast, und dir Gott Seele und Leib gegeben hat, hilf uns und bringe uns lauterer Gold, gut Dukaten, gutes Geld, durch Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist. Amen.“

Aber auch diesmal blieben die ersehnten Dukaten aus. Nur eine neue Enttäuschung trugen die Schatzgräber nach Hause.

Dafür erhielten sie eine Vorladung zum Oberamtman. Bei aller Geheimhaltung war doch ihr Tun ruchbar geworden. Nun standen sie vor dem Oberamtman im Verhör. Sein Schreiber fertigte von dem Zauberkreis eine Zeichnung an. Das Gebet selbst konnte nicht beigebracht werden. Sie hatten das Buch vom Jockele M. aus Böhringen geliehen. Angeblich hatte es ein Bettler im Bettelhaus zu Böhringen liegen gelassen.

Der Weber Wilhelm Fr. gab an, er habe sich an dem Christoffels-Gebet beteiligt, weil er in großer Armut lebe. Simon G., der ebenfalls das Weberhandwerk betrieb, sagte, er müsse tagtäglich ums Brot arbeiten; es gehe hart her, da die Frucht zu teuer sei. So habe er den Christoffel und andere Heilige um zeitliche Nahrung angerufen. Er habe es geglaubt, weil er gehört habe, daß manche Leute schon Geld auf diese Weise bekommen hätten, doch glaube er es jetzt nicht mehr. Von dem Christoffel wußten sie nicht recht, ob es ein guter oder ein böser Geist sei. „Wenn er Geld gebracht hätte, wäre es ein guter Geist gewesen.“

Der Oberamtman schloß seinen Bericht mit der Bemerkung, „daß noch an mehreren Orten des Herzogtums unter dem gemeinen Volk große Unwissenheit und Hang zum Aberglauben herrsche.“ Er empfahl, durch gelegentliche Predigten den Aberglauben abzustellen.

Quelle: Untersuchungsakten des Oberamts Urach, Feldstetten betr. 1789, im Archiv der Ev. Landeskirche Stuttgart. – Das Christoffelsgebet ist entnommen aus Ch. M. Pfaff, Untersuchung des sog. Christoffel-Gebetes, 1748.

Von alten schwäbischen Geigenbauern

Von Hermann Mall

Daß unser schwäbisches Volk auf allen Lebensgebieten tüchtige Leistungen aufzuweisen hat, ist bekannt. Aber unsere Schwabenheimat als Geigenbauland anzusprechen, das ginge zu weit. Dafür sind andere Gebiete maßgebend, z. B. im mitteldeutschen Raum Markneukirchen und Klingenthal (entstanden durch die während der Gegenreformation ausgewanderten protestantischen Bewohner der böhmischen Orte Graslitz und Schönbach, wo schon im 16. Jahrhundert Lauten und Geigen hergestellt wurden), oder im Süden Mittenwald (Klotz) und die Tiroler Geigenbaugebiete, z. B. Absam bei Innsbruck, wo einst der berühmte Jakob Stainer arbeitete.

Aber wenn auch die Zahl der schwäbischen Geigenbauer nicht sehr groß ist, so muß doch gesagt werden, daß unter diesen wenigen treffliche Meister sind, die ausgezeichnete Instrumente zu bauen verstehen. Ich denke dabei zunächst an die Stuttgarter Firmen Gärtner, Hamma und Sprenger, deren Instrumente weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus berühmt sind. Außer diesen jetzt noch schaffenden Geigenbauern gibt es noch andere „Dynastien“, die leider keine Nachfolge mehr haben, aber einmal einen guten Namen hatten. Und gerade diesen möchte meine Arbeit nachgehen.

Im Beethoven-Museum in Bonn ist eine Viola zu sehen, auf der einst der junge Beethoven spielte. Dieses Instrument ist schwäbischen Ursprungs. Sein Erbauer ist ein gewisser *Straub* aus Röttenbach. Ein Vorfahre dieser Familie wanderte im 17. Jahrhundert aus Füssen, einst Mittelpunkt des deutschen Geigenbaus, nach Friedenweiler im Schwarzwald in der Nähe von Neustadt. Der Holzreichtum dieser Landschaft mag dazu beigetragen haben, daß diese Familie 200 Jahre lang im Geigenbau tätig sein konnte. Nicht umsonst hat der im Jahre 1798 geborene *Johann Georg Straub* den Beinamen „der Geigenhannes“ geführt. Die Angehörigen der Familie *Straub* bauten recht gute Instrumente und wanderten mit ihnen in die Donauländer, auch den Rhein hinunter nach Holland. Irgendeiner der Familie wechselte eines Tages von Friedenweiler hinüber ins benachbarte Röttenbach, einem kleinen Bauernort an der Grenze zwischen Schwarzwald und Baar.

Mit dem obengenannten „Geigenhannes“, der im Jahre 1854 starb, erlosch die Schwarzwälder Geigenbaukunst. Ein ganzes Jahrhundert ging vorüber, bis ein neuer Meister den Geigenbau in Röttenbach zu neuem Leben erweckte. Es war dies der am 3. Dezember 1907 in Röttenbach geborene Lehrersohn *Joseph Bier*. Sein 85jähriger Vater, *Oskar Bier*, der als Pensionär in Röttenbach lebt, stellte mir in dankenswerter Weise die nötigen schriftlichen Unterlagen zur Verfügung, um über seinen Sohn einiges Wissenswerte berichten zu können.

Wie das bei Lehrerskindern so Brauch ist, wurde der Sohn *Joseph* schon in jungen Jahren durch seinen Vater in Musik ausgebildet. Der kleine Sohn konnte seinen Vater bald an der Orgel vertreten, auch Klavier und Geige waren ihm bald vertraute Instrumente. Als die Berufsfrage auftauchte, brachte der damalige Röttenbacher Pfarrer die Entscheidung: *Joseph* sollte Geigenbauer werden. An Ostern 1922 kam er in die Lehre zu dem berühmten Geigenbauer *Adolf Romer* in Freiburg. Versehen mit den besten Zeugnissen ging der junge Geigenbauer *Joseph Bier* nach der Lehrzeit zunächst auf die Wanderschaft. Er wollte immer noch mehr lernen. Auf seinen Wanderungen kam er zu *Philipp Keller* nach Würzburg, der zunächst auf der Kgl. Musikschule sechs Jahre lang studierte und sich erst später aus besonderer Neigung heraus dem Geigenbau zuwendete. Bei dem berühmten niederländischen Meister *Johann Stüber* in Den Haag hatte er Gelegenheit, alte deutsche Meisterinstrumente kennen zu lernen, die in jener Zeit von den Holländern sehr gerne gekauft wurden.

So ausgerüstet mit guten Kenntnissen kehrte *Joseph Bier* im Jahre 1929 in seine Heimat Röttenbach zurück. Im Dachstock des alten Schulhauses richtete er sich eine Werkstätte ein und fing an, die ersten Instrumente ganz nach seinen Plänen zu gestalten, versuchte auch, alte Meistergeigen nachzubauen. Außer Geigen fertigte er auch Bratschen und Celli aus dem Holz der Röttenbacher Wälder. Das richtige Holz zu finden, war ihm ein besonderes Anliegen. Er suchte Fichten- und Ahornstämme, die auf kargem Sandboden gewachsen waren und dichte Jahresringe zeigten. *Joseph Bier* legte Wert darauf, daß das Holz, das er brauchte, nur zwischen dem Weihnachts- und Dreikönigsfest geschlagen wurde, weil später schon der neue Trieb einsetzte. So wichtig wie die Auswahl des Holzes und die Ausarbeitung des Geigenkörpers war ihm die Lackierung der Instrumente, denn diese soll die Elastizität des Holzes erhalten und das Instrument veredeln.

Als guter Geigenbauer verstand er auch, alte Instrumente, die durch irgendwelchen Unfall zerstört waren, zu reparieren, wie z. B. jene Guarneri – Geige eines großen Künstlers, die durch einen Autounfall in 12 Teile zerprungen war. Mit viel Geduld und Liebe wurde sie wieder derart sauber zusammengesetzt, ohne daß irgendwelche Schäden zurückblieben.

Als der kleine Raum im Schulhaus nicht mehr ausreichte, zog der Meister ins sogenannte „Herrenhäusle“ in der Mitte des Dorfes und arbeitete dort mehr als drei Jahrzehnte in der Stille und Abgeschiedenheit seiner Heimat. Seine Instrumente gingen hinaus in die Welt und lösten überall, wo sie hinkamen, höchste Befriedigung aus.

Leider ist dieser Geigenbauer des Schwarzwaldes am 24. Oktober 1960 gestorben und mit ihm ist die letzte Ära des Rötenbacher Geigenbaus zu Ende.

Auch die südliche Ecke unseres Schwabenlandes hat gute Geigenbauer aufzuweisen. In Wangen im Allgäu fertigte der Geigenbauer und Landwirt *Kasper* gute Instrumente, ebenso *Fridolin Dillenz* in Ulm und der Lehrer *Zimmermann* in Justingen auf der Schwäb. Alb. Im oberschwäbischen Laupheim begegnet uns die Geigenbauerfamilie *Sandherr*, die ihren Stammsitz auf dem Kirchberg der Stadt Laupheim hat.

Der erste Vertreter der Familie, ein *Joseph Sandherr*, lernte zunächst als Orgelbautischler, hat aber vor allem Zithern gebaut. Die Zither ist ja heute noch im Vor-alpengebiet das beliebte Hausmusikinstrument. Auf „Schusters Rappen“ reiste er durch halb Europa, teils um noch zu lernen, teils um seine Zithern zu verkaufen.

Sein Sohn Adolf lernte bei *Joseph Anton Haff*, einem wohlangesehenen und geschickten Augsburger Geigenbauer, der sich den Cremonenser Meister *Stradivari* zum Vorbild nahm. Im Jahre 1871 übernahm *Adolf Sandherr* die väterliche Werkstatt in Laupheim. Er war im ganzen Oberland bekannt als ein geschickter Reparatteur von Geigen.

Alle seine drei Söhne wurden Geigenbauer. Leider sind die beiden jüngsten schon gestorben. Der älteste, *Joseph Sandherr*, annähernd 80 Jahre alt, war in der Lehre bei dem berühmten Geigenbauer *Giuseppe Fioreni* in München. Ob seiner hervorragenden Leistungen war *Joseph Sandherr* schon in jungen Jahren in leitender Stellung bei großen Firmen in Berlin, München und Dresden. Hier gelang es ihm, im Jahre 1920 eine eigene Werkstatt zu eröffnen, die leider bei den Fliegerangriffen im zweiten Weltkrieg vollkommen zerstört wurde. Aber der tapfere Schwabe ließ sich nicht unterkriegen. Er zog in seine Heimat Laupheim und begann dort auf dem Kirchberg von neuem. Um seine Werkstatt mit den notwendigsten Ein-

richtungsgegenständen zu versorgen, ging er, schon 62 Jahre alt, viermal heimlich über die Grenze im Osten. Einmal wurde er „geschnappt“. Da er aber ein Schreiben der Stadt Dresden bei sich führte, in dem ihm bescheinigt wurde, daß es sich bei *Sandherr* um ein kulturförderndes Unternehmen handle, wurde er freigelassen. Beglückt zog er nach Hause auf seinen Kirchberg. Weil der Arbeitsraum dort allmählich zu klein wurde, hat der Meister seine Werkstatt in ein neues Heim in der Richard-Wagner-Straße verlegt und dort arbeitet er unentwegt weiter, neue Geigen bauend und alte Meistergeigen reparierend. Das Jahr 1950 brachte ihm eine große Anerkennung. Bei einem Wettbewerb in Detmold wurde unter 42 Geigen eine von ihm gefertigte unter die sechs besten eingereiht.

Überall, wo ernsthaft musiziert wird, in Kammermusik-kreisen, Orchestern und beim Rundfunk, werden gerne *Sandherrgeigen* gespielt.

Nachdem ich nun versuchte, auf zwei altschwäbische Geigenbaufamilien aufmerksam zu machen, die ganz bescheiden aus dem Hintergrund hervorleuchten, wäre die Frage am Platz, ob es im schwäbischen Raum heute noch aktive Geigenbauer gibt, auch so im Verborgenen blühend wie die obengenannten Familien. Diese Frage müßte mit einem freudigen „Ja“ beantwortet werden. Unter den bekannten und unbekannten Meistern möchte ich zwei ausgezeichnete Geigenbauer nennen, deren Instrumente es mit vielen sogenannten Meistergeigen aufnehmen können. Es wäre dies der Geigenbauer *Eugen Wiech* in Reutlingen und der in Immenstaad am Bodensee lebende Tonkünstler und Geigenbauer *Otto Nesch*.

Weil es sicher im Schwabenland noch manch andere solche in aller Stille schaffende Meister gibt, so wäre es einmal an der Zeit, eine Geschichte des schwäbischen Geigenbaus zu schreiben. Und wenn diese Arbeit irgendeinen Liebhaber der Geigenbaukunst zu einem solchen Tun anreizen könnte, so hätte sie ihre Aufgabe erfüllt.

Melancholie

Regenschwer liegt Park und Hag,
Sonne nicht mehr scheinen mag.
Immerfort die Tropfen fallen,
Wecken dumpfes Widerhallen.

Bäume, Sträucher senken schwer
Haupt und Zweige immer mehr.
Selbst die munt'ren Vögel schweigen,
Ihre Trauer zu bezeigen.

Nebel ziehn und wallen auf.
Grau erscheint des Tages Lauf.
Und im Flug der schwarzen Krähen,
Schwingt ein Lied vom Untergehen.

Hans Keffler

Reinhard Wais, *Die Herren von Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen, bis 1384*. Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 16. Donaueschingen, Verlag J. Boltze, Allensbach/Bodensee 1961, 173 Seiten, 2 Karten, kartoniert DM 16.–.

Dank der Munifizenz eines für Wissenschaften und Künste aufgeschlossenen Fürstenhauses konnte das Fürstlich Fürstenbergische Archiv in seiner rühmlich bekanntgewordenen Veröffentlichungsreihe gewichtige Quelleneditionen und Beiträge zur fürstenbergischen, darüber hinaus aber auch zur schwäbisch-alemannischen Geschichte vorlegen. Nach mehrjähriger Pause ist als 16. Heft dieser Reihe die hier anzuzeigende Dissertation des Villinger Stadtarchivars Dr. Reinhard Wais erschienen.

Das schwäbische Geschlecht derer von Lupfen hat seit dem Ausgang des hohen Mittelalters bis zu seinem Aussterben im 16. Jahrhundert im südlichen Schwarzwald und am Oberrhein eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts teilte es sich in die lupfen-lupfische oder bertoldinische, kurz – die Linie Lupfen, und in die lupfen-stühlingische oder eberhardinische, die Linie Stühlingen. Die lupfische Linie, deren Herrschaft über 75 Orte und Burgen – mit Schwerpunkt um die auf der Schwäb. Alb gelegenen Burg Lupfen – umfaßte, scheiterte bei dem Versuch der Machtausweitung und sank zur fast völligen Bedeutungslosigkeit herab. Die stühlingische Linie dagegen konnte sich – durch Heiratsverbindung mit den Küssabergern und gegen den Widerstand Bischof Eberhards von Konstanz – in den Besitz der Landgrafschaft Stühlingen setzen, die, nach dem Aussterben des Geschlechts im 16. Jahrhundert, über die Reichserbmarschälle von Pappenheim 1639 auf dem Erbwege an das Haus Fürstenberg gelangte.

Wais hat nun den Versuch unternommen, aus einem weit verästelten, wohl unter Mühen gesammelten, dennoch wenig ergiebigen Quellenmaterial die Geschichte dieses Adelsgeschlechtes bis zum Jahre 1384 zu erhellen. Da er seine Arbeit nicht lokal einengte, sondern auf den Hintergrund der schwäbischen und allgemeinen mittelalterlichen Reichsgeschichte projizierte, wurden darin zwei wichtige landesgeschichtliche Probleme angeschnitten: die Bedeutung des Adels im schwäbischen Herzogtum und sein Einfluß auf die Reichspolitik, sowie die Frage nach Wesen und Aufgabe einer Landgrafschaft, insbesondere auch nach der Größe der Landgrafschaft Stühlingen. Im ersten Kapitel wird die – auch von der bisherigen Forschung – mit teilweise sagenhaften Zutaten ausgeschmückte Genealogie der erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts faßbaren Herren von Lupfen berichtet, ergänzt und in drei Stammtafeln (S. 25, 28, 31) zusammengefaßt.

Ausgehend von den von der Forschung immer stärker beachteten urbarialen Quellen stellt das zweite Kapitel die Besitzgeschichte auf gesicherten Boden und läßt den „Umriss“ der Landgrafschaft Stühlingen deutlicher hervortreten. Eine Tabelle über Besitz und Rechte der Herrschaft Lupfen (S. 37 ff.) und eine Liste Lupfischer Lehensträger in der Landgrafschaft Stühlingen (S. 67 ff.) weisen die Ergebnisse in übersichtlicher Form aus. – Auch die Untersuchungen des dritten Kapitels, die Beziehungen des Geschlechtes zur Kirche, erbringen manches Neue. Die bemerkenswert große Anzahl von Geistlichen, vor allem Domkapitelherren zu Straßburg, die Gründung des Nonnenklosters Offenhausen, die als wahrscheinlich aufgewiesene starke Beteiligung an der Gründung von Kloster Rottenmünster und nicht zuletzt das Verhältnis zu

den Klöstern Salem, St. Blasien und Allerheiligen zu Schaffhausen bieten Hinweise auf die politischen Absichten dieser schwäbischen Adelligen. – Im vierten Kapitel, dem zentralen der Arbeit, versucht der Verf. die Bedeutung derer von Lupfen „im Spiegel der Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts“, ihre Rolle in der ausgehenden Stauferzeit, zu Beginn der Habsburger Hausmachtpolitik und in der schwäbischen Geschichte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts herauszuarbeiten. Hier ist indessen einiges offen geblieben. Entscheidende Fragen, wie beispielsweise die nach dem Wesen der Landgrafschaft, nach der Stellung der Herren von Lupfen während des Interregnums oder die angedeuteten Verwandtschaftsbeziehungen zu den Habsburgern, den Konzenberg, den Pfalzgrafen von Tübingen oder den Herren von Magenheim wurden nur aufgeworfen. Aber dies liegt an den schon erwähnten unzureichenden, spröden Quellen, über die ein eigenes Kapitel berichtet.

Die Geschichte eines Adelsgeschlechtes zu schreiben, ist kein einfaches Unterfangen. Der Verf. hat sich redlich darum bemüht. Die Selbstbescheidung, die er sich – auch in der zeitlichen Begrenzung seiner Arbeit – auferlegt hat, sollte Anreiz für weitere Forschungen sein. Die von ihm beigegebenen 147 Regesten von 1108 bis 1388 (S. 120–170), das Verzeichnis verllorener, noch 1781 vorhandener Urkunden sowie seine beiden Karten über den Besitzstand der beiden Linien bieten dafür eine gute Ausgangsposition. – Auf ein kleineres Versehen sei der Ordnung halber abschließend hingewiesen: von den als Historiographen des 18. Jahrhunderts Erwähnten (S. 15) verstarben Crusius 1607 und der 1599 geborene Bucelin 1691.

Bernd Ottmad

Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 41. Heft 1961. 321 S. Offenburg/Baden.

Unter den Veröffentlichungen historischer Vereine Baden-Württembergs nimmt „Die Ortenau“ einen geachteten Platz ein. Auch das stattliche 41. Heft, das der seit 1910 bestehende Historische Verein 1961 vorgelegt hat, wahrt den gewohnten Rang. Es beginnt mit Nekrologen für 1960/61 verstorbene Mitarbeiter, von denen sich die Professoren Dr. Ernst Ochs und Dr. Josef Rest sowie Kreisoberschulrat Josef Ludolph Wohleb durch zahlreiche Veröffentlichungen über die alemannische Mundart, die Bibliothekswissenschaft und die Heimatgeschichte einen weit über die Ortenau hinausreichenden Namen geschaffen haben. Aus den oft treffend illustrierten orts- und heimatgeschichtlichen Beiträgen seien besonders hervorgehoben: die flott geschriebene Biographie des Unternehmers Franz Anton Dürr von Rolf Gustav Haebler, mit wirtschaftsgeschichtlichen Ausblicken auf die Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene Holz- und Glas-„Industrie“ im Nördlichen Schwarzwald; der abschließende dritte Teil der Arbeit von Karleopold Hitzfeld über die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, sowie die knappe, aber gediegene Untersuchung von Klaus Schäffner zur Frühgeschichte des Klosters Schuttern. Verdienstvoll und für die schwäbische, ja sogar deutsche Literaturgeschichte von Bedeutung ist die Hansjakob-Bibliographie von Bernhard Kremann, die in ihren Anmerkungen Neues bietet. Aus den übrigen Beiträgen spricht die wache Liebe für die Belange der Heimat. Ein beachtlich umfangreicher, wenngleich nicht durchweg glücklicher Besprechungsteil beschließt das Heft.

Bernd Ottmad

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Blaubeurer Tage

Ferienwoche 29. Juli bis 4. August 1962

Wenn Bürgermeister Zepf von Blaubeuren in der Eröffnungsansprache als Zweck der Ferienwoche die Vertiefung des Erlebens durch Erkennen und eine Art auf solche Weise gesteigerten Gewährwerdens bezeichnete, so darf eingangs festgestellt werden, daß die „Blaubeurer Tage“ diesen Zweck vollkommen erfüllten – mit einer Lücke allerdings: der angekündigte Vortrag von Prof. Dr. G. Riek über die Altsteinzeitkulturen des Blau- und Aichtales mußte wegen Erkrankung des Vortragenden ausfallen. Davon abgesehen ergab sich eine fast nahtlose Folge von naturkundlichen, geschichtlichen, kunst- und geistesgeschichtlichen, auch volkskundlichen Betrachtungen, wobei das Bestreben deutlich wurde, die Abhängigkeit alles Geschichtlichen von Natur und Landschaft darzulegen, zugleich aber die darin für den Menschen enthaltenen Bedingungen nur als Möglichkeiten seiner Entwicklung aufzufassen. Dies hätte – wie gesagt – in der Altsteinzeit beginnen sollen, setzte jedoch mit der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte ein und endete – im Zementwerk Blaubeuren. Damit ist ein anderer Punkt berührt, auf den Regierungsrat Dr. Bühler vom Landratsamt Ulm, wiederum in der Eröffnung, hinwies, als er sagte, es gelte nicht nur, sich ein Stück Heimat anzueignen, sondern auch das Bewußtsein der Abhängigkeit von allem natürlich und geschichtlich Gewordenen zu pflegen und in diesem Sinne die Verantwortung gegenüber der Vergangenheit, ihren in den überlieferten Formen beschlossenen Daseinsinhalten, zu wecken. Mit Recht wies er darauf hin, daß die Fragen des Naturschutzes, der Landschaftspflege und der Denkmalpflege nicht allein durch Gesetzesbestimmungen gelöst werden könnten, sondern, daß zu dieser Lösung auch das Verständnis und die Einsicht der Bürger nötig seien. Hieran mitzuarbeiten, bezeichnete er mit Recht als Aufgabe des Schwäbischen Heimatbundes. Und dies eben war es, was der Vorsitzende selbst bei seiner eröffnenden Begrüßungs- und Dankesansprache betonte: der Heimatbund wolle an das Gewissen rühren und helfend mit eingreifen wo irgendeine unerfreuliche Entwicklung korrigierbar sei. In diesem Sinne bezeichnete er als Sinn der Tagung: in all seinen Bedingungen verstehen zu lehren, was je entstand und gestaltet wurde, zugleich aber die Anwendung für die Gegenwart zu ziehen und aufzuzeigen, was noch – zum Bilde künftiger Heimat – entstehen und gestaltet

werden sollte. Und so stand die ganze Veranstaltung unter der, die Gegenwart übergreifenden, Spannung eines vor- und rückwärts bezogenen „Einst“ und der darin enthaltenen Zeitbindung und -verpflichtung. Hierin auch trafen sich innerlich alle Mitwirkenden, deren Beiträge im einzelnen noch besprochen werden sollen. Daß auch alle äußeren Voraussetzungen erfüllt waren, verdankt der Schwäbische Heimatbund vornehmlich Bürgermeister Zepf und seinem Mitarbeiter Stadtamtman Schwegler, die alle Wege für die Unterbringung der Teilnehmer ebneten, dazu Herrn Ephorus Dilger, welcher die Räume des ev. theol. Seminars in großzügiger Weise zur Verfügung stellte und es ermöglichte, daß das ehemalige Kloster Blaubeuren nicht nur im geistigen sondern auch räumlichen Mittelpunkt der Veranstaltung stand. Über 40 Teilnehmer waren in den Räumen des Seminars untergebracht. Das ehemalige Refektorium war angemessener Vortragsraum; an seinen Wänden sah man ausgezeichnete Ölgemälde von Kunstmaler Alfred Wais mit Motiven aus Blaubeuren, von denen insbesondere das Bild des Blautopfes immer wieder die Blicke auf sich zog. Was das Zuhausesein in solch einem inneren Raum für die gesamte Woche bedeutete, kann nicht in Worten ausgedrückt werden.

Wenn im folgenden das gemeinsame Erlebte und Erarbeitete zusammengefaßt werden soll, so geschieht dies nicht in der Reihenfolge des Programmablaufes sondern des inneren Zusammenhanges.

Dr. Schäfle aus Ulm verdanken die Teilnehmer an drei Studienfahrten auf die Blaubeurer Alb, das Hochsträß und die Lutherischen Berge eine gewissenhafte geologische Unterweisung, wobei das Hauptaugenmerk auf das Verständnis des Jura und der Flußgeschichte der Donau gerichtet war. Höhepunkte waren der Besuch der Laihinger Tiefenhöhle, welche eine unerwartet anschauliche Vorstellung vom Ausmaß der Verkarstung erweckte, und die Erörterung des alten Donaulaufes vom Kirchner Tal abwärts. Daß Blaubeuren in einer alten Donauschlinge liegt, deren Rücken der „Rucken“ mit dem Metzgersfels („Klötzle Blei“) bildet, wurde wohl vielen jetzt erst bewußt; nicht zuletzt verdankt das Kloster seine Schönheit der Lage im Scheitel dieser Schlinge, bei der Karstquelle des Blautopfes, wie ja auch das weltabgeschiedene Kloster Ursprung nur in dem von der

Donau verlassenen Tal eines Umlaufberges möglich ist. Und so fort. Es gab unzählige Beziehungen zwischen Gesteinsart, Bodenformen und Siedlungsgeschichte zu erörtern, wichtige Zusammenhänge aufzudecken. Dabei verstand Dr. Schäfle die Nutzenanwendung für die Gegenwart zu ziehen, so daß brennende Lebensfragen auf dem Gebiet von Naturschutz und Landschaftspflege immer wieder in vorderster Front der Betrachtung standen. Dies gab seinen Vorträgen ihre spannungsgeladene Aktualität. Ergänzt wurden diese Führungen durch einen Spaziergang längs der Albseite von Blaubeuren mit Hans Dreher und Albert Bühle, wobei der Vorsitzende Oberbaurat i. R. W. Kittel dem allgemeinen Wunsche Ausdruck gab, den Rücken von weiterer Bebauung freizuhalten und den im Entstehen begriffenen Bauabschnitt sorgfältig dem Gelände anzupassen und einzugrünen.

„Vom Geheimnis des Blautopfes und anderer Karstquellen“ handelte ein Vortrag von Hans Binder, der wegen dringender Verhinderung von seiner Frau als Mitarbeiterin verlesen wurde. Nach einer Darlegung des Zusammenhanges zwischen der geheimnisvollen Naturscheinung des Blautopfes und der Sagenwelt wurde folgendes ausgeführt:

Was zu allen Zeiten die Menschen beschäftigte, war die „bodenlose“ Tiefe. Aus der Zimmerschen Chronik erfahren wir von einer Lotung, die bei anderthalbhundert Klafter Tiefe noch keinen Grund erreicht habe. Noch 1829, als Memminger für die Blaubeurer Oberamtsbeschreibung die Tiefe des Blautopfes feststellen ließ, wurde im Protokoll vermerkt, die Zuschauer hätten geglaubt, das Bleilot habe schmelzen müssen, aber man sei wohl nicht tief genug hinabgekommen.

Sicher ist die Errichtung der ältesten Kirchen der Gegend an den Quellen kein Zufall. Man wird hier eine alte Tradition der Verehrung annehmen dürfen. Sie spielt wohl noch eine Rolle bei der vielgenannten Prozession von 1641, mit der eine drohende Überschwemmung abgewendet worden sein soll.

Die blaue Farbe gab der Quelle den Namen. Viele Gelehrte suchten ihre Herkunft zu ergründen. Schließlich wurde die Erkenntnis gesichert, daß Blau die Eigenfarbe des Wassers bei einer gewissen Tiefe ist.

Eng verknüpft ist die Geschichte des Blautopfes mit der des Blautals, dem Tal der Ur-Donau. Als die Donau während des Höchststandes der Rißzeit sich bei Ehingen einen anderen Weg gesucht hatte, ertrank das Blautal im Schutt. Der Blautopf hat es nur seiner Lage im entlegensten Winkel des Tales und seiner großen Schüttung zu verdanken, daß er mit dem anfallenden Schutt fertig wurde.

Bei allen Lotungen, von 1718 an bis zu den neuesten, wurde immer wieder eine Tiefe von rund 20 m erreicht. Um die Erforschung des Blautopfgrundes und des Zuflusses bemühen sich seit einigen Jahren auch Taucher. Eine Göppinger Höhlenforschergruppe untersucht seit 1960 Meter um Meter, bei schwierigsten Sichtverhältnissen in dem 9,3° kalten Wasser, das von Westen kommende

Gerinne. Über 100 m konnte die Gruppe schon vorstoßen. Sie erreichte dabei eine Tiefe von 42 m. Die Taucher können aber schon nicht mehr eindringen, wenn die Schüttung etwas mehr als das langjährige Mittel beträgt (2000 l/s). Dann ist die Strömung zu stark. Wird sie noch stärker, zeigen sich Ringe an der Wasseroberfläche und schließlich „kocht“ der Blautopf. Sieht man ihn an schönen Tagen, so erscheint der Schüttungsrekord vom 4. März 1956 mit 26 200 l/s kaum glaubhaft. Als Minimalschüttung werden 350 l/s angegeben. Ganz versiegt ist die Quelle noch nie. Ein stattlicher Wasservorrat im Innern des Gebirges sorgt dafür, daß sich eine längere niederschlagsfreie Periode erst nach einem Jahr in einem Tiefstand der Schüttung auswirkt.

Das große Einzugsgebiet, das Voraussetzung für eine so gewaltige Schüttung ist, wurde vor Jahren von Sihler auf etwa 175 km² berechnet. Eine Reihe von Färbversuchen in der jüngsten Zeit bestätigten seine Annahme nach Lage und Größe eindrucksvoll.

Es nimmt nicht wunder, daß eine so bedeutende Quelle bei den Deutungsversuchen für die Karsterscheinungen immer wieder eine Rolle spielte. Umgekehrt wurde aber auch die Blautopfforschung von den in anderen Karstgebieten gewonnenen Erkenntnissen stets wieder neu befruchtet.

Durch Jahrhunderte hindurch, vom Beginn der schriftlichen Überlieferung zur Blaubeurer Geschichte im Jahre 1085 bis 1958, spielte der Blautopf für die Trinkwasserversorgung Blaubeurens und seiner Umgebung eine wichtige Rolle. Nicht umsonst befindet sich das Denkmal für die Erbauer der Albwasserversorgung gerade hier. Die schon lange vermutete, durch die Färbversuche zur Gewißheit gewordene, Verseuchung durch Abwässer macht es unmöglich, das Blautopfwasser weiterhin als Trinkwasser zu verwenden. Auch als Triebwasser für die alte Hammerschmiede hat es ausgedient. Dafür hat das Interesse an dem herrlichen Naturdenkmal zugenommen. Seine Schönheit zu erhalten wurde mit Recht als eine Aufgabe für alle Heimatfreunde bezeichnet.

Über die „Pflanzenwelt der Blaubeurer Alb“ sprach Hans Dreher, indem er seine Ausführungen mit einer Reihe von glänzenden Farblichtbildern unterbaute. Der mit lebhaftem Beifall aufgenommene Vortrag gab so ein gutes Bild von den pflanzlichen Schönheiten der Gegend. Es war im Grunde eine botanische Wanderung entlang den Gewässern, Hecken, Wegen und Äckern, über Wiesen, Weiden und schließlich durch den Wald. Durch den Eingriff des Menschen in den Wasserhaushalt der Natur, so betonte der Vortragende, gehen die seltenen Pflanzen, die im und am Wasser wachsen, immer mehr zurück. Besonders gefährdet sind die Rasensegge, der Fieberklee und die Wasseriris. Am ehesten gewährleistet noch der Wald die Erhaltung der bestehenden Pflanzenwelt. Hier sind Seidelbast, Aronstab, Waldsteinsamen, Türkenbund, seltene Farne und das Immenblatt zu finden. An Hecken, Wegen, Äckern und Gräben nimmt die Buntheit noch zu, obgleich auch hier die neuzeitliche Bewirtschaftung man-

chen Ausfall brachte. Die früher so häufigen Ackerunkräuter verschwinden allmählich. Mohn, Rittersporn und Kornblume halten sich auf mageren Äckerlein; die Kornrade hingegen gehört längst der Vergangenheit an. Ähnlich steht es um unsere Wiesen und Weiden. Bergglockenblume, Wolfseisenhut und blaßgelber Fingerhut haben ihre Bestände erhalten können; die breitblättrige Glockenblume und das Sperrkraut trifft man nur noch in Einzelexemplaren. Überraschend jedoch ist die große Zahl der Steppenheidepflanzen, welche auf den unbewaldeten Schafweiden, an Hängen und Felsen gedeihen. Es sollen hierbei unsere vier Leinarten (Purgier-, Zarter, Gelber und Englischer Lein) und die Kugelblume nicht vergessen werden. Als ausgesprochene Felsenflora sind anzusprechen: Felsenhungerblümchen, -nelke, -birne, Steinmispel und niedriges Habichtskraut, dazu der Trauben-Steinbrech. Eine helle Freude erlebt der Orchideenfreund. Erfreulich ist die Ausbreitung der Korallenwurz in den Nadelwäldern. Der Widderbart scheint jedoch verschwunden zu sein. Wertvoll war, daß außer Ganzaufnahmen auch große Teilaufnahmen und Schnitte im Bilde vorgeführt wurden.

Schließlich wurde das Bild der Blaubeurer Alb in einer nicht unwesentlichen Weise durch den Besuch des Steinbruchs und der Portland-Cementfabrik Gebr. Spohn AG abgerundet. Hier also hat der Mensch seine Hand an den Fels gelegt, um ihn seinen Zwecken, unter einem Aufwand von ungeheuren Kräften, dienstbar zu machen. Der Eindruck dieses Eingriffes war, sowohl vor den gestaffelt abgebauten Felswänden als auch im Werke, groß. Und doch war das, was die Herzen gewann, ein anderes: die Wiederbegrünung von Halden mit Hilfe von Kompost, der durch eine große Müllaufbereitungsanlage gewonnen wird (beschrieben in „Steinbrüche und Landschaft“ in der Folge „Der Heidelberger Portländer“, 1955). In vorbildlicher Weise wird hier ein Doppeltes erreicht: die Beseitigung des Mülls und die Wiedergewinnung von Boden. Es wurde deutlich, daß, wer heute Müll verbrennt, wertvollen Humus-Rohstoff beseitigt und gegenüber der Zukunft eine schwere Schuld auf sich nimmt, und es wurde noch eins deutlich: daß derjenige, der heute Abraumhalden in Blumen- und Gemüsebeete verwandelt, den begeisterten Dank aller Heimatfreunde ernten wird. Heute steht es in Blaubeuren bereits so, daß die Nachfrage nach Kompost nicht befriedigt werden kann und der anfallende Müll nicht ausreichen will! Abschließend waren die Teilnehmer in der Kantine noch Gast der Gebr. Spohn AG, wobei Werkleiter Dr. Claus Kühl begrüßte und in der zwanglosesten Weise selbst zur Unterhaltung beitrug.

Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise zu rekapitulieren, was Albrecht Rieber von der Stadtgeschichtlichen Forschungsstelle der Stadt Ulm auf den drei Studienfahrten den Teilnehmern an geschichtlichem Wissen vermittelte. Nur zusammenfassend kann gesagt werden, daß es sich um Quellenarbeit aus erster Hand handelte; dabei wurden die Teilnehmer jedoch nicht mit einer Fülle von

Einzelheiten überbürdet, sondern mit den an jedem Ort wirksamen geschichtlichen Grundkräften vertraut gemacht, mehr als dies: Albrecht Rieber verstand es, Ortsbild und Einzelbauten als Ergebnis jener Kräfte und somit als Geschichtsdenkmale zu würdigen. So ist es ihm zu verdanken, daß die Teilnehmer nicht nur in die Naturgeschichte des besuchten Raumes sondern auch in dessen Menschheitsgeschichte zuverlässig eingeführt wurden.

Über das ehemalige Kloster Blaubeuren (1080–1536) selbst hielt Dr. Otto-Günter Lonhard einen auch in der gedrängten Kürze der Darbietung ausgezeichneten Vortrag. Er stützte sich dabei größtenteils auf eigene Forschungen, die er in der Abhandlung „Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter. Rechts- und Verfassungsgeschichte einer Benediktinerabtei“ (Dissertation Tübingen 1958) veröffentlichte.

Die Geschichte des Klosters Blaubeuren entspringt in jenem neuralgischen Punkt der Kirchengeschichte, wo – im späten 11. Jahrhundert – Papst und Kaiser zusammenstoßen, also zur Zeit des Investiturstreites um die „*libertas ecclesiae*“ bzw. den Laieneinfluß auf die Kirche in Form des Eigenkirchenwesens. Die Position des 1080 von Sigiboto, Anselm und Hugo, Grafen von Tübingen, gestifteten und von Egelsee (Egelsböh) zwischen Feldstetten und Laichingen bald nach „Burgen“ in die Nähe der Burg Ruck des Sigiboto verlegten Klosters wird durch zwei typische Erscheinungen bezeichnet: es wird von Hirsauer Mönchen besiedelt, und Papst Urban II. stellt am 24. Januar 1099 eine Bestätigungs- und Schutzbulle aus, durch welche das Kloster dem apostolischen Stuhl mit allen daran sich knüpfenden Folgen übergeben wurde. Die Vogtei scheint dabei stillschweigend den Stiftern eingeräumt worden zu sein. Hingegen besaß das Kloster keine „Exemption“ (es war der Strafgewalt des Diözesanbischofs nicht entzogen). Zahlreiche Güterschenkungen zeugen von der kirchengeschichtlichen Berechtigung der Gründung und führen zur ersten Blüte. 1124 wurde die Klosterkirche zu Ehren Johannis d. T. mit fünf Altären geweiht; sie dürfte eine Basilika nach dem Muster von St. Peter und Paul in Hirsau gewesen sein.

Dies ändert daran nichts, daß das Kloster in staufischer Zeit auf der Seite des Kaisers steht, um bei dem Niedergang der Staufer, entsprechend dem „Parteiwechsel“ der Schirmherren wieder als treuer Diener des apostolischen Stuhls in Erscheinung zu treten. Der Abstieg des Klosters wird durch das Aussterben der auf der Burg Ruck ansässigen Stifterfamilie, an deren Stelle Ministerialen treten, sowie die sich wandelnden Interessen der 1143 zur Pfalzgrafenwürde gelangten Tübinger Grafen eingeleitet. 1267 legt Pfalzgraf Rudolf der Scheerer die Vogtei nieder, vielleicht infolge der Errichtung der gleichzeitig erwähnten Stadt Blaubeuren auf klösterlichem Boden, und es wird eine Klosterimmunität geschaffen. Dafür übernimmt der Schwiegersohn des Pfalzgrafen, Graf Ulrich VI. von Helfenstein, die Verpflichtung, die Freiheiten und Rechte des Klosters zu schützen. Unter der Herr-

schaft der Helfensteiner vollzieht sich der Niedergang. 1303 kommt es so weit, daß Ulrich VIII. von Helfenstein den Herzögen von Österreich die Stadt Blaubeuren, die Festen Gerhausen, Ruck und Blauenstein mitsamt der Vogtei über das Kloster und seine Dörfer, Leute, Güter und Einkünfte für 300 Mark Silber verkauft, um die Herrschaft allerdings sofort wieder als österreichisches Lehen zurückzuempfangen. Immerhin besaß das Kloster bis zur Mitte der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch eine gute Substanz. Dann allerdings kommt es zu einem raschen Niedergang, der vornehmlich in der Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Auflösung der Klosterzucht besteht. Abt Johannes Klotz gelang durch Güterverkäufe eine vorläufige „Sanierung“ der Finanzen. Eine Zeitlang war sogar die helfensteinische Vogtei im Pfandbesitz des Klosters! Eine Stiftung des Heinrich Krafft von Ulm bezeichnet den Beginn des Wiederaufstiegs. Allerdings hielt die innere Erstarkung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nicht Schritt. Diese wurde erst durch den Übergang der Vogtei an die Grafen von Württemberg gefördert: am 12. Juli 1447 belehnte Herzog Albrecht von Österreich den Grafen Ludwig von Württemberg mit der Herrschaft Blaubeuren samt allen Zugehörten. 1451 ist das Jahr der Klosterreform, nach der sogar das Syrlinsche Chorgestühl von 1493 rechnet. Sie ist die Voraussetzung auch des Aufstieges der künstlerischen Kultur in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wobei die Gestalt des Abtes Heinrich III. Fabri hervortritt. Hier sei eingefügt, daß anschließend an diesen Vortrag und in innerem Zusammenhang mit ihm zwei Führungen stattfanden. Ephorus Dilger geleitete durch die spätgotischen Klosterräume, von denen der völlig holzverkleidete und teilweise auch geschnitzte Raum des Ephorats den meisten Teilnehmern unbekannt gewesen sein dürfte; besonders eindrucksvoll war die Sakralität des von einer Spitzbogentonne überwölbten Dormitoriums: ein Zeichen dafür, wie sehr im Kloster jede Lebensäußerung und Tätigkeit Gottesdienst waren. Hier schloß sich die Führung von Dr. Schahl an, der das Oratorium, den Chor der Kirche – in Architektur, plastischer und malerischer Ausstattung sowie Einrichtung – als künstlerisches opus dei erläuterte, wobei er die von der Absicht der Darstellung einer ewigen Anbetung bestimmten Züge im einzelnen hervorhob. Kunstgeschichtlich wichtig war der Hinweis auf den für die Bauplastik verantwortlichen Steinmetz Anton und seine Schule sowie Michel Erhart, der gegenüber dem Anteil seines Sohnes Gregor als der eigentliche Meister des Hochaltars anzusehen sei. In Blaubeuren selbst besichtigte man unter Führung von Albert Bührle und Hans Dreher Stadt und Heimatmuseum. In der Stadt erregten die Fresken im Vorraum des Spitals, denen man eine baldige Wiederherstellung wünschen möchte, die besondere Aufmerksamkeit der Teilnehmer. Im Heimatmuseum interessierte nicht nur der wertvolle Bestand, sondern auch die Räumlichkeit als solche: einst Badhaus der Mönche mit seltenen Malereien auf bloßen

Fachwerkwänden (Jagdarten). Auch die Feste Hohen-gerhausen (Rusenschloß) wurde besucht, desgleichen der Ort der Burg Blauenstein über dem Blautopf, die jedoch nur aus einem Wartturm bestanden haben dürfte.

An den Vortrag von Dr. Lonhard schloß sich thematisch der von Ephorus H. Dilger „Die Klosterschule Blaubeuren“, über welche der Genannte in der Schrift „Zur Erinnerung an das Blaubeurer Seminarjubiläum“ 1956 berichtet hatte. Er nahm seinen Ausgang von der Übergabe des Klosters an die 1535 erschienene Kommission durch Abt Ambrosius Scheerer; sie erfolgte ohne Widerstand, doch flüchtete der Abt vier Fässer mit Kleinodien nach Söflingen. Die Mönche indessen lehnten in einer gemeinsamen Erklärung von Prior und Konvent am 7. Januar 1536 die Vorschläge der Regierung zur Abfindung und Aussiedlung ab und gingen nach Markdorf ins Exil, wo sie Christian Tübing 1547 zum neuen Abt wählten, der denn auch das Kloster im Zuge der Durchführung des Interims wieder in Besitz nehmen konnte. Nach Einführung der Klosterordnung jedoch durch Herzog Christoph am 9. Januar 1556 wurde eine Kommission nach Blaubeuren entsandt, die Abt Christian und seine sieben Konventualen zwar nicht zum neuen Glauben zwang, ihnen aber verbot, die sechs Klosterschüler zu beeinflussen, die nebst zwei Präzeptoren vom Kloster zu unterhalten waren. Herzog Christoph überließ im übrigen den Klöstern ihr Gut zur eigenen Verwaltung (so daß von einer „Säkularisierung“ im eigentlichen Sinne nicht gesprochen werden kann). Er war der Überzeugung, daß die Klöster weiterhin eine bedeutende – in der neuen Sicht ihre eigentliche – Aufgabe zu erfüllen hätten, nämlich Diener der Kirche zu erziehen. Wie wenig man sich bewußt war, einen Einschnitt geschaffen zu haben, geht aus der Tatsache hervor, daß die jüngeren Mönche und Klosterschüler vier- bis fünfmal täglich im Chor der Klosterkirche die „lateinischen Gesänge“ – Psalmen und Hymnen – sangen und lasen, also einen Gottesdienst feierten, der sich eng an die klösterlichen Horen anschloß; dabei sollten auch die beiden älteren Mönche „zuweilen, ihrer Gelegenheit nach“, mittun. Die Präzeptoren wohnten im Dorment und gaben Unterricht. Die Oberleitung der Klosterschule hatte der katholische Abt. Was von dieser Einrichtung blieb, war die Ordnung des Chordienstes. „Sehr mit Recht“, so schrieb Ephorus Dilger 1956, „tragen diese Anstalten den Namen Klosterschulen: Das Leben, der Tag war geteilt zwischen Chorgebet und Lektionen, zwischen Andacht und Unterricht, zwischen Kloster und Schule.“ Dahinter steht die Auffassung vom Landesfürsten als Beauftragten und Bevollmächtigten Gottes. In dieser Form bestanden die Klosterschulen bis 1806, wobei ihre Zahl allerdings von anfangs 13 auf 4 zusammenschmolz. 1595 war es nahe daran, daß auch Blaubeuren seine Pforten schließen mußte, doch rührte ein Brief des Abtes den Herzog, in dem diesem vorgehalten wurde, es wäre doch ein Jammer, wenn man „solch schöne Kirchen, allerlustigst und gemütsamst Schlafhaus (Dorment) . . . leer, öd und ausgestorben fände; alles

würde . . . den Herzog kläglich und erbärmlich anweinen.“ 1629–1648 zogen in Blaubeuren wieder die Mönche ein, doch stellte der Westfälische Friede die alte Ordnung wieder her. Im 18. Jahrhundert ist zu bemerken wie der Pietismus in die Klosterschulen eindringt. „Die Vulgata wird durch die deutsche Bibel ersetzt, in der Chorandacht wird aus Johann Arnds Paradiesgärtlein gebetet, und außer den *preces publicae* gibt es *preces privatae*“, also kleine Gebetskreise. Ein hohes Fest war der Besuch Aug. Hermann Franckes, der zu den Klosterschülern in der Chorandacht sprach und auch in der Stadtkirche predigte. Aus einer etwas späteren Zeit stammt ein Büchlein, dessen Hauptfigur der junge Hartmann ist; darin sind die Nachwirkungen eines entarteten Pietismus kenntlich, auf der anderen Seite aber ist auf ein sehr weitgehendes Privatstudium der Klassiker zu schließen, und sicher wäre der Held, nach den Prophezeiungen seiner Kameraden Primus geworden, wenn nicht der erste Platz selbstverständlich an den Sohn einer vornehmen Stuttgarter Familie und der zweite an einen Vetter des Prälaten hätte gehen müssen –! Ab etwa 1770 läßt der Andrang in den Klosterschulen nach, 1795 hatte die Blaubeurer Schule nur noch 12 statt 25 Schüler. 1806 erfolgt mit der Einziehung des Klostersgutes (nun also erst Säkularisierung!) die Umwandlung der Klosterschulen in theologische Seminare, womit auch die Kutte, d. h. der lange schwarze ärmellose Rock, die Vorschrift der Lateinrede, das Chor Gebet und der strenge Abschluß von der Außenwelt schwanden. 1817 wurde das theologische Seminar Blaubeuren eröffnet. Es entwickelt sich bald unter dem gestrengen Ephorus Reuß und den Professoren Kern und Bauer ein neues starkes, durch die Einrichtung von Repetentenstellen wesentlich gefördertes, Leben, zu dem auch die Pflege des Turnens gehörte. Man braucht nur die Namen der in der Geniepromotion von 1821–1825 vertretenen Seminaristen zu nennen, unter denen sich mehrere Dichter befanden, die hier die Grundlagen ihrer Bildung empfangen (darunter Fr. Th. Vischer, D. Fr. Strauß, Wilhelm Zimmermann), um die Bedeutung des Seminars ins Licht zu rücken. Sogar Hochwürden Ephorus Reuß dichtete:

Seid in Gottes Namen
echte Südgermanen, . . .

Das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Gestrenge – es ist eine von ihm gehaltene Rede überliefert, in der er die gegen die Morgensuppe streikende Geniepromotion moralisch und rhetorisch niederdonnert – ein Vater seiner Schüler war und daß seine beiden Mitarbeiter jenen unvergeßliche Vorbilder blieben. Der Unterricht war es, der dem Seminarleben Gehalt und Sinn gab, wobei Theologie, Philosophie und Sprachwissenschaft an der Spitze standen. So ist es kein Wunder, daß die theologischen Seminare lange Zeit die „Hochburg des Humanismus“ blieben, bis auch hier moderne Fremdsprachen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer im Sinne der Ergänzung des Spezialstudiums zu

einem umfassenden Universalstudium eingeführt wurden. Das Bindende in allem blieb der Glaube.

Mit einer Würdigung der Philosophie des Ephorus Carl Christian Planck schloß Ephorus Dilger seine Ausführungen, die im Mittelpunkt der Eröffnungsfeier standen und mit starkem Beifall aufgenommen wurden.

Der von Dr. Ad. Schahl geleitete Abend „Blaubeuren und die Dichter“, dessen Lesungen Uta Rücker und Wilhelm Kutter übernommen hatten, nahm seinen Ausgang von der Blaubeurer Sagenwelt. Denn Blaubeuren war guter Boden für Sagenbildungen! Diese wurden größtenteils aus dem Büchlein „Im Tal der schönen Lau“ von Jonas Köpf vorgetragen, so vor allem die Sage vom Blaugeist, die Natur und Geschichte, Talkessel, Blautopf und die untergegangene Burg Blauenstein in geheimnisvoller Verbindung bringt. Eine andere vergessene Sage weiß um einen seltsamen Zusammenhang zwischen Blautopf und Gnadenbild. Einmal nämlich wollten die Blaubeurer ihr Gnadenbild verkaufen, da trat der Blautopf aus, und wenn man dieses nicht alle Jahre den Wallfahrern zu sehen gibt, so kommt der „Gieß“ wieder. Ist hier der Ursprung zu suchen für den heute noch herrschenden Brauch, an Mariae Heimsuchung die katholische Wallfahrt zum Hochaltar zu gestatten? Sage also als eine das Leben der Gegenwart in Sitte und Brauch noch bestimmende Macht? Indessen, noch eine merkwürdige, in der Zimmerschen Chronik wiedergegebene Sage führt in mythische Urtiefen: die von den beiden Grafen Helfenstein, die einen unsichtbar machenden Stein finden und diesen – aus Gewissensbedenken in Erwägung eines möglichen Mißbrauches – in den Blautopf werfen. Mörike bestritt die Möglichkeit der Anregung zum unsichtbar machenden Krakenzahn in der Historie von der schönen Lau; jedenfalls erinnert er sich nicht, jene Sage gelesen zu haben. Daneben verblassen andere, mehr novellistisch gefärbte Sagen, die sich wiederum bei Köpf finden.

Es ist spannend, zu beobachten, wie sich die Situation „Blaubeuren“ in der Folgezeit in der Dichtung nach ihren verschiedenen Möglichkeiten auswirkt. Auf Burg Ruck wohnte der Minnesänger Heinrich von Rugge, dessen Lieder aus dem 8. bis 9. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts stammen mögen. Sein sogenannter Leich – eine Art religiöse Hymne – wurde im Spätjahr 1191 geschrieben; er enthält eine Ermahnung zur Teilnahme am Kreuzzug. Die ganze Welt des Humanismus tritt uns in den Erzählungen des Ulmer Dominikanermönches Felix Fabri vom Blautopf entgegen; die Gestalten der antiken Naturmythen scharen sich um den Quell, und sogar ein liebliches Musizieren will Fabri im Rauschen der Wasser gehört haben. Der fast schon frühbarocke Geist eines derben Pathos spricht aus der Dichtung „Blabyria“ des Blaubeurer Magisters Bernhard Dietterlin von 1629, mit deren Vortrag Wilhelm Kutter starken Beifall erntete. Auch der Schubarttragödie des 23. Januar 1777 wurde gedacht. Aus der Geschichte der Spätromantik ist Blaubeuren nicht wegzudenken. Man ist versucht zu sagen, daß dieser Ort eine Dichtergeneration besonders an-

sprechen mußte, die in Natur und Geschichte die Selbstdarstellung des einen Geistes sah. Eigentliche Voraussetzung der Erweckung junger deutscher Dichter zu der gerade hier gegenwärtigen Natur- und Geschichtsromantik war freilich das Seminar. Das Wort, welches Hermann Binder über Wilhelm Hauff gesprochen hat: „Blaubeuren ist auch dieses Dichtergeistes Wiege geworden“, gilt für eine ganze Zahl von Jünglingen, die zwischen 1817 und 1825 in Blaubeuren weilten. Hauff war 1817 bis 1820 Klosterschüler. Ludwig Amandus Bauer, der Genosse von Mörikes Tübinger Orplidträumen, weilte von 1817 bis 1821 in der Klosterschule. Ihm verdanken wir ein gutes Gedicht auf den Blautopf. Die wichtigsten Dichter der Blaubeurer Geniepromotion wurden schon genannt. Dr. Schahl teilte Auszüge aus dem unveröffentlichten „Blaubeurer Lagerbuch“ des Schiller-Nationalmuseums mit, welches nichts anderes darstellt als die Kneipzeitung der Geniepromotion, wobei die hervorragenden Beiträge von Friedrich Theodor Fischer, David Friedrich Strauß und Wilhelm Zimmermann stammen. Sie erlauben einen tiefen Blick in das Blaubeurer Seminarleben und sollen demnächst in der „Schwäbischen Heimat“ behandelt werden. Die besten Gedichte gelten dem Abschied von Blaubeuren; das pathetische Zimmermanns wurde seinerzeit hoch gerühmt, im „Besuch in Blaubeuren“ hat Zimmermann später, mit geschwächter dichterischer Kraft, die Wiederkehr besungen. Wie anders die Vischerschen Spätgedichte auf Blaubeuren! Man denke nur an den Gesang:

„Da bist du ja im Morgenstrahl,
Mein nie vergeß'nes Jugendent!
Der Berge Kranz, die wunderblaue Quelle,
Städtchen und Kloster, alles ist zur Stelle.
Noch immer steigt, gezackt und wild
Empor seltsames Felsgebild,
Burgtrümmer schauen über Höhlenschlünde
Auf stillen Fluß und zarte Wiesengründe.
So oft hab' ich geträumt von dir:
Fast, liebes Tal, erschienst du mir
Als Traum, als Märchen, alte alte Sage
Vom Morgenland, vom jungen Erdentage.

Eine längere Analyse galt der „Historie von der schönen Lau“ Eduard Mörikes, wobei besonders auf die Sehnsucht der Wasserfrau nach der menschlichen Sphäre und nach einem Kind, das sie sich nur durch fünfmaliges Lachen erwerben kann, eingegangen wurde. In all dem tritt ein Sehnen aus aller formlos schwebenden Ungestalt zur reinen geistgeprägten Gestalt und zur Erhebung über sich selbst in der Heiterkeit zutage. Ausführlich wurde auf Mörikes Verhältnis zu den literarischen Quellen eingegangen. Daß auch für das Dichtergemüt Blaubeuren der Ort blieb, da die schöne Lau im Blautopf lebt, zeigt die „Nürnberger Reise“ von Hermann Hesse aus dem Jahre 1925. Er nennt diese Reise eine Schwabenreise, „geboren aus dunklen Erinnerungen an die schöne Lau und den Dichter Mörike, mir bestimmt . . ., um mich zu Klängen meiner Frühzeit zurückzuführen und mir zu

sagen, wie tief verwurzelt und unentrinnbar alles ist“. Und schließlich findet Hesse den offenen Brunnen im Nonnenhofkeller, aus dem die Lau entstieg, mit einem Zementdeckel verschlossen, um zu fliehen wie vor dem Anblick einer geschändeten Leiche.

Vieles wurde noch vorgetragen, so August Eberts Blautopfgedicht oder Joseph Mühlbergers „Gotische Landschaft“, wo die im Abendgold leuchtende Landschaft als breit geflügelter Altar erscheint, in dem die Herrlichkeit Gottes offenbar wird. An Agnes Sapper, die zweite Frau des Stadtschultheißen Eduard Sapper, und Agnes Günther, die Frau des zweiten Stadtpfarrers Rudolf Günther – 1892 von hier nach Langenburg verzogen –, wurde erinnert, und an manches andere mehr, so den „Schneider von Ulm“ Max Eyths, wäre wohl noch zu erinnern gewesen. Nirgendwo kann man so deutlich erfahren, was Dichtung überhaupt ist, wie in Blaubeuren: Selbstverständnis des Menschen, aber nicht im Bereich selbstentleibender Geistigkeit, sondern in der Fülle der Anschauung als lebendige Vergegenwärtigung kaum belauschten, ja belauschbaren Sinnes.

Jonas Köpf, dem Herausgeber des „Suppinger Liederbuches“, verdanken die Teilnehmer einen tiefen Blick in das Volkslied der Blaubeurer Alb, und zwar als Spiegel des Volkslebens; der Gemischte Chor Suppingen – dem Zug der Zeit folgend, nicht mehr in Suppinger Tracht, sondern der Landjugend – unter Chorleiter Degeler sorgte dafür, daß nicht nur in Wort und Begriff sondern auch für das Gehör Volkstümliches im eigentlichen Sinne des Wortes und Musikalisches sich zu einem übersichtlichen und zugleich sinnenfälligen Ganzen verbanden. Es war ein guter Gedanke, die Lieder in ihrer Bindung an Sitten, Bräuche, Tage zu behandeln. Da standen an erster Stelle die Hochzeitslieder, wovon das eine in seiner merkwürdigen Doppelstimmung von Leid und Lust sogleich mitten in das Herz des Volksgemütes führt, das starke Gegensätze miteinander zu verbinden vermag, hinter denen sich tiefe Widersprüche im Leben selbst verbergen.

Heißt es doch einerseits:

Ei du mein liebes Kind, was muß ich leiden!
Was mich von Herzen freut, das muß ich meiden.

Und dann wieder:

Es gibt ja nichts Schöneres auf dieser Erden,
als wenn zwei junge Leut' in Eh'stand treten . . .

Ungespalten gefühlvoll hingegen das „Mir ist's halt nie so wohl zu Mut“; auch das Lied „Herfür, herfür vor eines frommen Bräutigams Tür“ wurde genannt. In Bermaringen schloß die Hochzeit mit dem „Aihrentanz“, wobei das Weib sang:

„Jetzt bist du verheirat,
jetzt bist du a Mah,
jetzt guckt die kei
ledigs jongs Mädle meh ah!“

Hingegen erhielt sich das Heimsingen des Brautpaares, häufig mit einem Choral. Bei Ankunft am Haus folgt

ein sogenannter „Schnitz“, wie man diese schwäbischen „Schnadahüpferl“ nennt:

„Lebt heiter, lebt froh,
Lebt ohne Sorgo,
’s wird alle Tag Abend
’s wird wieder Morgo.“

Dabei wird ein Spruch gesprochen: „Wir wünschen der Braut und dem Bräutigam, daß es ihnen wohl gehe bis ans Jüngste Gericht.“ Die Gedanken an Tod und Ende sind häufig, verbinden sich aber stets mit der Vorstellung des Ungeschiedenseins bis dahin; vielleicht darf man darin einen Einfluß des Pietismus erblicken.

Besondere Gesänge hatte der Wandertag (dritter Tag nach Lichtmeß), an dem bis in unsere Zeit die Dienstboten ihre Arbeit wechselten. Wer schied, wurde zur neuen Arbeitsstelle geleitet:

„Heut isch mein Wandertag,
Morga mei Ziel, mei Ziel.
Heut zählt mi mei Bäume aus,
Geit mer et viel.“

Ein beliebtes Wanderlied wurde „Wahre Freundschaft soll nicht wanken“.

Eine weitere wichtige Gattung sind die Ständelieder, so der Fuhrleute und Hausweber oder der Schäfer. Da ist in erster Linie das Suppinger Schäferlied in Erinnerung zu bringen, das voll Schäferpoesie im Sinne des 18. Jahrhunderts ist, wobei der gefühlige Text in einem Gegensatz zur harten Alltagswelt steht. Ursprünglicher sind die Lieder, die den Schäfer sticheln, so das „Schäferle, Schäferle, sei wohlauf“ oder das humorvolle:

Dui, mo en Schäfer liebt,
Dui hot zwoi Glück, zwoi Glück,
Dui kriegt mit em Stekka Hieb
Ond mit dr Schipp.

Die Fuhrmannslieder sind durchweg heiter, so das „I fahr mit vier kohlschwarze Rappe“. Für die Weberlieder ist der pietistische Einschlag wichtig, welche die Tätigkeit des Webers zu religiösen Erfahrungen in Beziehung setzt, so:

„Ich schätze meinen Weberstuhl
Viel höher als die hohe Schul’.
Wenn ich die Schemel tret’
Ich auf zu meinem Heiland bet’.

Die Zahl der Liebeslieder ist naturgemäß groß (Suppinger Liederbuch Nr. 1–34); es würde zu weit führen, die in diese Lieder verflochtenen Motive aufzuzählen; sie sind nicht selten neckisch oder spöttisch. Und dabei tritt etwas höchst Merkwürdiges auf. Der „Anbinder“ kann den Stimmungsgehalt just ins Gegenteil verkehren – man macht sich gewissermaßen über seine eigenen Gefühle lustig und sucht darin sichtlich Befreiung, um ihnen dennoch sogleich wieder zu verfallen. Fast alle Anbinder sind Vierzeiler mit von der übrigen Textmelodie abweichender Melodie. Im übrigen betonte der Vortragende, daß Text und Melodie meist nicht vom „Volk“ geschaffen würden und bekannte sich zu John Meier:

„Lieder werden von Dichtern und Komponisten geschaffen, das Volk nimmt sie auf und vergißt darüber ihre Schöpfer.“ Die Anbinder jedoch könnten tatsächlich vom Volk geschaffen sein. Dabei wurde auch ein nachweislich „selbstgemachter“ Schnitz aus Sontheim vorgetragen:

„Ganget d’Halde na
Ond schneidet Bease,
Schlaget d’Weiber taut
Und liabet d’Mädle.“

Ein weiteres Kapitel stellen die Tanzbodenlieder dar, dann die Schelmen-, Scherz- und Wirtshauslieder (Ond i be von Ennabeure vom ußersta Haus . . .).

Im allgemeinen hat man dabei den Eindruck, daß die Erfindungskraft der Schnitzdichter größer war als ihre musikalische Begabung (Tralala-Silben an Stelle von Jodlern). Bald werden Schnitztexte sogar auf diese, dann auf jene Weise gesungen. „Des kascht singe wie de witt!“ lautet die Auskunft.

Das Volkssingen der Alb geschieht meist einstimmig oder in der Terz, manchmal auch mit dem Baß, so daß sich allenfalls eine kunstlose Dreistimmigkeit ergibt. Darum auch halten sich Kunst-Chorlieder nicht lange.

Manches Lied lockt Wanderstrophen mit allen Erscheinungen des „Zersingens“ an. Dabei wird Unverstandenes mit hineingenommen oder auch Mißverstandenes. Man hört „Drei Rosen im Garten, drei Nelken im Wald“ (statt drei Ilgen-Schwertlilien) oder „Des Nachts, wenn alle Sternlein winken und alles in dem Haine ruht“ (statt „Und jeder Hahn im Laube ruht“).

Ob ein Lied zum Volkslied wird, darüber entscheidet allein die singende Gemeinschaft; im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß der Text verständlich, bildhaft und klar sein muß, die Melodie einfach. Es gibt keinen Zweifel, daß bei uns die musikalische Erfindungskraft fehlt. Die Alb ist zwar eine Singlandschaft, aber nicht eigentlich eine fruchtbare Liederlandschaft wie etwa die Alpen. Aber ihre Volkslieder sind ein treuer Spiegel des Volksgemütes und gerade darin ein Stück Heimat, das die Äbler in ferne Fremde mitnehmen.

Ein geselliges Zusammensein vereinigte zum Schluß die Teilnehmer. Dabei wirkten wiederum die Suppinger mit. Karl Götz fand mit einer heiteren Neujahrsglückwunsch-Geschichte lebhaften Beifall. Ephorus Dilger ergänzte seinen Vortrag durch humorvolle Betrachtungen über die neuere Seminargeschichte, wobei er auch ein von einem Schüler verfaßtes, vermutlich unbeabsichtigt scherzhaftes Gedicht auf den Blautopf vorlas, das sehr zur Erheiterung beitrug. Weitere musikalische Beiträge verdankten die Anwesenden einer aus Teilnehmern bestehenden Jugendgruppe, welche von Eugen Rilling in selbstloser Weise musikpädagogisch gewandt geleitet wurde. Und im übrigen herrschte „Freie Bahn“. Der Vorsitzende eröffnete mit einer launigen Ansprache und schloß mit einem Dank an alle Mitwirkenden und Teilnehmenden. Dann trennte man sich schweren Herzens und nur mit einem Trost: daß das miteinander Erlebte unverlierbar in der gemeinsamen Erinnerung bewahrt bleibe.

Zum Schluß stehe ein Gedicht, das von einer Teilnehmerin in Anknüpfung an den, beim literarischen Abend erörterten, geheimen Zusammenhang zwischen der schönen Mutter Gottes im Hochaltar und der schönen Lau verfaßt wurde.

Im Bade hockt die schöne Lau;
Ihr Gumpen hat des Himmels Blau,
Ihr Aug' desgleichen, wenn sie lacht.
Nun hebt den weißen Arm sie sacht,
Als trüge sie ein kleines Kind . . .
Im feuchten Haar spielt leicht der Wind.

Im Klosterschrein steht Unsre Frau
Im Mantel licht, wie Himmels Blau.
Zu Häupten hält das Engelspaar
Ihr eine gold'ne Krone dar,
In der erhob'nen Rechten hält
Das Söhnlein sie – Das Heil der Welt.

Der Wand'rer neigt sich her zum Quell,
Da lacht und lockt die Nixe hell –
Der Pilger kniet am Schrein, und mild
Erfüllt sein Herz der Jungfrau Bild.
So reizt des Menschen Lust und stillt
Wie eh: des Weibes Doppel-Bild!

Ursula Huppenbauer

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1962/63

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde herzlich einladen. Die Stuttgarter Veranstaltungen werden hiermit angezeigt. Wenn nicht anders vermerkt, wird bei den Stuttgarter Vorträgen um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten (Richtsatz für Mitglieder DM –.50 pro Person, für Nichtmitglieder DM 1.– pro Person). Ausdrücklich machen wir darauf aufmerksam, daß die Teilnahme an den Führungen, infolge Beschränkung der Teilnehmerzahl, nur nach *Anmeldung und darauf ergangene Annahmebestätigung* möglich ist. Die Ortsgruppen geben ihre Veranstaltungen durch eigene Benachrichtigung bekannt.

Kunst und Künstler

der Gegenwart in Stuttgart

Leitung: Dr. Ad. Schabl

Unter diesem Thema wollen wir Ausstellungen und Ateliers besuchen, um uns über das bei uns Geschaffene zu unterrichten und womöglich auch über die Person des Künstlers einen Zugang zu seinem Werk zu gewinnen. Wer an diesen Besuchen teilnehmen will, möge sich, für ihn zunächst unverbindlich, melden; er wird dann von Fall zu Fall benachrichtigt werden. Vorgesehen ist je eine samstagnachmittägliche Führung im Monat.

Lied aus Schwaben

Freitag, 9. November, 20 Uhr, im Silchersaal der Liederhalle (Richtsatz in diesem Falle für Mitglieder DM 1.–, für Nichtmitglieder DM 2.–). Hildegard Rohr (Sopran) singt Lieder von Isolde Kurz, Hermann Hesse, Hans Heinrich Ehrler, Max Reuschle, Albrecht Goes und anderen Dichtern aus Schwaben in der Vertonung von Käthe Volkart-Schlager. Am Flügel begleitet die Komponistin.

Alte Münzsorten II

*Führung durch die Staatl. Münzsammlung
von Hauptkonservatorin Dr. E. Nau*

Freitag, 16. November, 17 Uhr, Schillerplatz: Die Betreuerin der Staatl. Münzsammlung, Hauptkonservatorin Dr. Elisabeth Nau, wird dabei die Führung vom 24. November 1961 fortsetzen und die Münzsorten ab dem 14. Jahrhundert erörtern (Heller, Kreuzer, Batzen, Groschen, Gulden, Taler, Sechser usw.).
Teilnehmergebühr DM 1.–.

Bilder vom Schwaben

Zur Geschichte der Stammescharakteristik

Vortrag von Prof. Dr. H. Bausinger

Freitag, 23. November, Saal der TWS, Lautenschlagerstraße 21, 20 Uhr. Prof. Bausinger verfolgt zunächst die Geschichte der Stammescharakteristik des Schwaben vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Daraus ergibt sich zwar keineswegs ein unbedingt richtiges und endgültiges Bild des schwäbischen Charakters; aber der Gang durch die Geschichte korrigiert doch viele Auffassungen: er zeigt, daß auch der Stammescharakter nicht unberührt von geschichtlichen Einflüssen bleibt, und er zeigt vor allem, wie sehr die jeweiligen Urteile und Vorurteile geistesgeschichtlich bedingt sind und aus ihrer Zeit heraus verstanden werden müssen. So tragen die oft amüsanten Charakterisierungsversuche – in denen die Schwaben als Lügner, als Schlafhauben, als Dummköpfe, aber dann auch wieder als redlich, treu, sparsam und talentiert bezeichnet werden – am Ende doch dazu bei, den vielen Bildern einen passenden Rahmen zu schaffen.

Schwäbische Romantiker

(Justinus Kerner, Ludwig Uhland)

*Führung durch das Schiller-Nationalmuseum
von Direktor Dr. B. Zeller*

Samstag, 1. Dezember, 13.30 Uhr ab Karlsplatz (Omnibusfahrt Stuttgart–Marbach–Stuttgart). Diese Führung soll die erste in einer Reihe ähnlicher Führungen bilden, welche den Zweck haben, unsere Mitglieder mit den Schätzen des Schiller-Nationalmuseums in Marbach vertraut zu machen. Teilnehmergebühr DM 4.50.

Höhlenforschung in Württemberg

(mit Lichtbildern)

Vortrag von Hans Binder

Freitag, 7. Dezember, 20 Uhr im Saal der TWS, Lautenschlagerstraße 21. An diesem Abend wird der Geschäftsführer des Verbandes der deutschen Höhlen- und Karstforscher e. V. zunächst einen Blick über die Geschichte der württembergischen Höhlenforschung vermitteln, dann über die verschiedenen Teilgebiete der Höhlenforschung sprechen, wobei die praktische Seite der Höhlenforschung – als Domäne der Laien – nicht zu kurz kommen soll. Den Abschluß soll ein Bericht über den derzeitigen Stand der Zusammenarbeit zwischen Laien und Wissenschaftlern bilden.

Mundarten-Dichtung

von und mit

Hubert Baum, Wilhelm Kraft und Wilhelm Schloz

Leitung: Wilhelm Kutter

Freitag, 18. Januar, 20 Uhr, Saal der TWS, Lautenschlagerstraße 21. Nachdem der erste Mundartdichterabend, den der Schwäbische Heimatbund im Februar des Jahres 1962 in Stuttgart veranstaltete, bei den Besuchern großen Anklang gefunden hat, wird sich nun ein zweiter Abend mit Mundartversen von lebenden Dichtern beschäftigen. Im ersten Abend gab der Leiter der Abt. „Volks- und Landeskunde“ des Süddeutschen Rundfunks, Wilhelm Kutter, einen Überblick über die Entwicklung der schwäbisch-alemannischen Mundartdichtung und stellte dann den Schwaben Benedikt Schock und den Seealemannen Bruno Eppler mit ihren Werken vor. Mit Schwäbisch und Alemannisch erklangen in dieser ersten Veranstaltung die zwei Hauptmundarten unseres Landes Baden-Württemberg. Der geplante zweite Abend will nun auch die dritte Mundart unserer Heimat, das Fränkische, einbeziehen. Wiederum unter Leitung von Wilhelm Kutter werden bei diesem Abend der Alemanne Hubert Baum aus Freiburg, der Schwabe Wilhelm Schloz aus Deizisau und der Franke Wilhelm Kraft aus Boxberg mit ihren Dichtungen zu hören sein.

Deutsches Brotmuseum

und Ulmer Münster

Samstag, 9. Februar, 13.00 Uhr (Omnibusfahrt Stuttgart–Ulm–Stuttgart). Seit 1960 gibt es in Ulm ein Deutsches Brotmuseum, das sich zum Ziel gesetzt hat, die Kulturgeschichte des Brotes darzustellen. Diesem gilt unser Besuch. Nach einer Kaffeepause besteht sodann Gelegenheit eine Führung durch das Ulmer Münster mitzumachen (Führung Dr. Ad. Schahl) oder das Städt. Museum zu besichtigen. Teilnehmergebühr DM 9.50.

Eindrücke aus den Naturschutzgebieten

des Gran Paradiso und Graubündens

(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Freitag, 22. Februar, 20 Uhr im Saal der TWS, Lautenschlagerstraße 21. Dieser Vortrag ist eine Zusammenschau mehrerer Wanderungen in die schönsten, größten und ältesten Naturreservate Europas. Bei dem Schweizer Nationalpark im rätschen Hochland Graubündens zwischen Bernina–Silvretta und Ortler liegt das Hauptgewicht der Ausführungen auf einer landschaftsgeschichtlichen, geologischen und floristischen Einführung in die ungeheure Mannigfaltigkeit dieses zentralalpiner Raumes, in dem die gesamte Tier- und Pflanzenwelt ihrer freien, natürlichen Entwicklung überlassen ist.

Die Naturkundlichen Sammlungen

der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim

Samstag, 2. März, 13.30 Uhr ab Karlsplatz (Omnibusfahrt Stuttgart–Hohenheim–Stuttgart). Teilnehmergebühr DM 2.50.

Haller Schützenscheiben

(mit Lichtbildern)

Vortrag von Gymn.-Prof. Dr. G. Wunder

Freitag, 22. März, 20 Uhr im Saal der TWS, Lautenschlagerstraße 21.

Passionskunst

im Württ. Landesmuseum

Führung von Prof. Dr. Fleischbauer

Samstag, 6. April, 14 Uhr. Teilnehmergebühr DM 1.–.

Jean Paul-Gedächtnisausstellung

im Schiller-Nationalmuseum Marbach

Führung: Direktor Dr. B. Zeller

Samstag, 20. April, 13.30 Uhr ab Karlsplatz (Omnibusfahrt Stuttgart–Marbach–Stuttgart). Teilnehmergebühr DM 4.50.